Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Einer von vielen

Aufnahme: Dr. Weskamp

November Nr. 2 / 1936

Persische Königswahl

Die Geschichte vom großen Lebensbaum / Von Johann von Leers

Unter allen Reichen des Altertums war das Reich der Perser eines der ältesten und größten. Dieses Volk war einst aus dem hohen Norden nach Asien gewandert. Die Perser nannten sich selbst Arier, d. h. „die Reinblütigen". Groß waren sie, schlank und hochgewachsen, mit hellen Augen und hellen Haaren, Verwandte unserer germanischen Vorfahren. In den Gebirgen des heutigen Persien hatten sie sich niedergelassen. Ihr König Kurusch, den die Griechen „Kyros" nannten, hatte zwischen 558 und 529 v. Chr. an der Spitze der kriegstüchtigen Perser das großmächtige Babylon erobert. Er hatte sein Volk zur Vorherrschaft in Asien gebracht, und auf sein Grabmal konnte er die stolze und kurze Inschrift setzen: „Kurusch, der König aus dem Hause der Achämeniden, der Arier aus dem Stamme der Arier."

Unter seinem Sohne, König Kambyses, wie ihn die Griechen nannten, kam Unheil über das große Reich. Der König hatte Ägypten erobert und stand mit seinem Heere fern in Afrika; da gab sich daheim ein betrügerischer Priester für den ermordeten älteren Bruder des Königs aus und brachte das Reich in seine Hand. Wie immer in solchen Fällen, begannen einzelne Stämme in den Provinzen nah und fern sich zu erheben. Wenn der Betrüger noch lange auf dem Thron gesessen hätte, wäre das große Reich des ritterlichen Perservolkes auseinandergefallen. Der König rückte in Eilmärschen heran, da starb er auf dem Marsch an einer Blutvergiftung. Das Reich schien verloren; es drohte in kleine Königreiche und Fürstentümer zu zerfallen. Da erwuchs dem persischen Volke ein Retter in dem jungen, klugen Darius; der war ein naher Verwandter des verstorbenen Königs Kambyses. Zu ihm gesellten sich sechs kampferprobte, gewaltige Krieger aus edelstem Persergeschlecht. Zur Nachtzeit drangen sie ein in die Burg des betrügerischen Priesters. Mächtig klangen die Schwerter, als die Leibwache sich ihnen entgegenwerfen wollte; und als der Tag graute, da war die Wache überwältigt und der Betrüger erstochen.

*

Über den Himmel fliegen die ersten hellen Wolken, die das Nahen des Morgens verkünden. Es ist bitter kalt und die wachehaltenden Krieger in ihren aus Fellen kunstvoll genähten Mänteln frösteln. In der Steinhalle der alten, hochgelegenen Burg Zikathauwatis sitzen die sieben Männer einander gegenüber. Draußen im Vorraum in eine Decke gehüllt liegt die Leiche des Betrügerkönigs, des „Magiers", der Irans Thron mit List und Betrug an sich reißen wollte. Die sieben Männer schweigen und warten auf das Morgenrot. Das Feuer in dem Steinbecken wirft auf ihre übernächtigten Gesichter fahlen Schein. Es ist die Nacht vom 10. zum 11. April des Jahres 521 v. Chr.

Darius trägt Lederstiefel, ein langes Seidengewand, ein prachtvoll verziertes Wehrgehänge mit Gürtel und einen hellen, bunten Wollmantel. Auf seiner Brust hängt ein kleines Goldschild, das eine geflügelte Sonne zeigt, das Kennzeichen der Abkömmlinge aus dem Königshause. Neben ihm sitzt, langbärtig und groß, sein Schwiegervater und Waffenmeister zugleich, der riesige Recke Gaubaruwa, der unter dem toten König Kambyses die Reiter befehligte. Gegenüber hockt des Darius Bogenträger, der schlachtengewohnte Widarna, der zu den vornehmsten Familien des Volkes gehört. Träumend starrt er in die leise flackernden Flammen. Es ist keiner schlechter als der andere in diesem Kreise; sie können ihre Familien zurückführen durch die Jahrhunderte bis in jene ferne Zeit, als einst ihr Volk aus dem Norden kam. Da ist der fromme Krieger Bagabukfa, da ist Arduman, da ist Utana, sie alle „Arier vom Stamme der Arier, Edle vom Stamme der Edlen."

Keiner wagt die Frage aufzuwerfen, die ihnen allen auf den Lippen schwebt: „Wer soll nun König werden?" Im Hofe liegt die Leiche des Betrügerkönigs, des Lügners. Der junge Darius wäre der nächste dazu, die königliche Lanze in die Hand zu nehmen, aber weiß man, ob nicht in den Köpfen der anderen auch ein gleicher Gedanke vorgeht, ob sie nicht auch sich Hoffnungen machen auf Königsherrschaft und Thron?

Draußen erscheinen strahlend die ersten roten Streifen des Frührotes. Die Männer stehen auf, treten durch die offene Steintür aus der Halle hinaus auf die Mauer der Burg und schauen nach Osten. In tiefem nächtlichen Schweigen liegen die Täler, aber hoch über die Berge erhebt sich glimmend und rot die Morgensonne! Bagabukfa, der älteste der Männer, hebt die Hände zum Licht empor und die anderen tun es ihm nach. In der schweren, altväterlichen Sprache seines Volkes betet Bagabukfa vor:

„Lichtgott, Herr des Morgens,
Deine Strahlen segnen das All!
Wir herrschen auf der Erde
Und du herrschest überall!"

Und dann formen sich ihm die Worte zum Stoßgebet: „Du Lichtgott, der du die reinen Männer liebst, die viele schöne Herden, schöne Äcker und schöne Kinder haben, die viele gute reine Dinge denken, reden und tun, laß uns die sein, die die Menschheit tüchtig machen! Laß uns die sein, die der Welt einen gerechten Herrn geben. Wähle du aus unter den Männern, wer dir der Rechte zu sein scheint, der ein Freund der Wahrheit ist, ein guter Reiter, ein Bogenschütze, ein Verderber der Lüge, ein frommer und reiner Mann!"

Die sieben Männer stehen im strahlenden Licht der aufgehenden Morgensonne, mit den Händen zum Licht, gleich heiligen Recken aus nordischer Urzeit. Als sie das Gebet beendet haben, sehen sie einander an — und wie aus einem Mund sprechen sie: „Wir werden die weißen Pferde nehmen, und wessen Pferd zuerst wiehert, der soll König sein!"

Sie hängen die Mäntel um, schnallen die Schwerter an, hängen die langen Bogen über den Rücken und die Köcher an die Seite — es ist keiner unter ihnen, der dem anderen die Herrschaft mißgönnen würde. Aber alle denken irgendwie heimlich an den einen, auf dessem hellen Haar das Licht des Frührotes liegt. Sie gehen selber in den Stall, holen selbst die Pferde heraus und schwingen sich in den Sattel. Frisch und hell weht der Frühwind, und die Nachtwolken verfliegen. Die Pferde schlagen einen leichten Trab an, als sie durch das löwengeschmückte Tor der alten Burg hinausreiten; die Luft ist klar und harsch, und die Welt liegt wie in Licht gebadet.

Die sieben Reiter traben nebeneinander her — deuten hier und da auf das Flugwild, das hochgeht, und ein jeder gibt sich Mühe, nicht vom Wiehern der Pferde zu sprechen, auf das sie alle warten. Sie traben einen staubigen Weg entlang, hinauf in einen kleinen Bergwald. Gewaltig steht eine Eiche am Hang. Und als sie gerade vor der Eiche ankommen, richtet sich das weiße Pferd des Darius auf und beginnt hell und jubelnd mit lautem Wiehern den Morgen zu grüßen. Die anderen springen ab und reichen dem Darius beide Hände: „Der Gott selbst hat gesprochen — sei du König und Retter unseres Volkes und unseres großen machtvollen Reiches!"

Darius springt ab und sieht jedem einzelnen ins Auge: „Das ist die schönste Königswahl in diesem Volke seit Jahrhunderten. In hellem Morgen auf dem Roß, wenn der Lichtgott selber eingreift. Wenn wir jetzt zusammenhalten, so werden wir den Aufruhr in den Provinzen niederwerfen und das Reich größer und stärker machen können. Im Morgenlicht durch das Wiehern des Pferdes am heiligen Baum — wenn das nicht glückverheißend ist!"

Die anderen suchen nach Worten, und schließlich platzt der junge Utana heraus: „Nun müssen wir auch die Wahl feiern, o Großkönig! Wie schön das ist, seinen Jugendfreund Großkönig nennen zu können!"

Darius sieht ihn an: „Wir werden die Wahl feiern nach der alten Sitte unseres Volkes. Das abergläubische Pack in Babylon schlachtet Menschen zum Opfer oder macht unsinnige Tempelfeste. Das tun wir nicht. Wir reiten jetzt auf die Burg, aber vorher nehmen wir jeder einen von den jungen Eichenschößlingen, die hier stehen. Auf der Burg pflanzen wir sie an zu einem Hain, der Schatten gibt. Dann nehmen wir zusammen die Pflüge und pflügen ein Stück Land."

Dem alten Bagabukfa leuchten die Augen vor Freude: „Ja, Großkönig, das ist unser alter Glaube, den wir aus dem fernen Nordland mitgebracht haben — wenn es Schößlinge gibt, dann husten die bösen Geister, wenn es Halme gibt, weinen die bösen Geister, wenn es Ähren gibt, zischen die bösen Geister, und wenn es Körner gibt, müssen sie fliehen. Die Erde trauert, die unbebaut daliegt. Aber die Erde, die ewige Mutter, hat Freude, wo ein reiner Mann, ein arischer Mann, sein Haus erbaut mit Feuer und Vieh, und guten Herden, mit Weib und Kind, wo am meisten Getreide, Futter und Gras wächst, wo am meisten trockenes Land bewässert wird, wo fruchttragende Bäume gepflanzt werden, wo Vieh und Zugtiere stehen. Das ist unser

alter Glaube: Der dient dem Gott am besten, den dieses wirkliche Leben reiner und tüchtiger macht!"

Der König sieht herauf zu der Eiche: „Ja, du sprichst wahr. Das haben unsere Vorfahren noch gewußt, daß der Baum ein Sinnbild des Lebens ist. Jedes Jahr verliert er seine Blätter, und in jedem Jahr bekommt er sie wieder. Und wenn der eine Baum vergeht, so wachsen immer neue Bäume nach. Vielleicht stand am Anfange der Welt ein großer Baum . . ."

„Denke dir, o Großkönig", mischt sich Widarna ein, „als ich im fernen Indien Krieg führte, da wurde mir erzählt, daß die Inder hoch im Norden einen Baum wissen, der auf dem Berge Meru steht. Das ist der Baum der Unsterblichkeit, und bei ihm befindet sich der See des Vergessens. Eine Schlange aber hütet den Baum, und an dem Baum hängen goldene Äpfel. Wenn ein Mensch stirbt, geht er in den See des Vergessens ein, und dann wird er wiedergeboren und bekommt einen goldenen Apfel mit. Der Apfel ist das Leben. So jedenfalls hat man mir dort erzählt, o Großkönig."

Der riesige Krieger Gaubaruwa denkt nach: „Als ich, o Großkönig, an jenem Feldzug in die nördlichen Steppen unter König Kurusch teilnahm, da gingen uns manche Krieger verloren. Unter ihnen war auch ein Bruder meiner Frau. Jahrelang ist er Kriegsgefangener und Sklave gewesen bei den wilden Reitern. Dann haben sie ihn weiterverkauft und immer weiter hinauf nach Norden. Und dann ist er zu einem Volk gekommen, das an der atmenden See wohnt. Zweimal am Tage kommt das Meer nahe ans Land, und zweimal am Tage geht es wieder zurück. Dort liegt im Winter Schnee auf dem Lande, und Nebel deckt im Herbst die Felder. Sie haben dort steinerne große Gräber für ihre toten Fürsten und sprechen eine Sprache, die der unsern gar ähnlich ist. Von dort ist er dann heimgekommen — und ist hier später gestorben. Der aber hat mir erzählt: „Jenes Volk fern im Norden glaubt auch, daß eine Weltesche am Anfang der Erde steht. Am Fuße des Baumes sind viele Schlangen und dort liegen auch drei Brunnen: Der Brunnen des Schicksals, der Brunnen der Weisheit und Erkenntnis und dann das Nebelreich, in das die Toten eingehen müssen, die ruhmlos gefallen sind. Diese Völker dort oben erzählen auch von goldenen Äpfeln, die ewiges Leben geben, und ewige Jugend. Eine Göttin hat die goldenen Äpfel gehütet, aber einmal sind sie ihr geraubt worden. Da sind Götter und Menschen uralt geworden. Dann aber haben die Götter die goldenen Äpfel wiedergeholt und darauf ist ihnen allen die ewige Jugend wiedergekommen."

„Wie merkwürdig ist diese Rede, o Großkönig", mischt sich jetzt Arduman ein. „Du weißt, daß ich viel mit den Bürgern der kleinen griechischen Städte zu verhandeln hatte. Wenn die Griechen in einer Frage nicht mehr aus und ein wissen, dann senden sie zum Orakel ihres Gottes nach Dodona. Dort steht eine ungeheure alte Eiche, und aus dem Rauschen der Eiche spricht zu ihnen der Gott. Sie erzählen auch von einem Halbgott Herakles, der fern gen Abend im Westen die goldenen Äpfel des Lebens geholt habe. Ist das nicht merkwürdig, wie das alles zusammenstimmt?"

Der alte Bagabukſa sieht sich nachdenklich um: „Sieh, o Großkönig, das ist wohl nicht so schwer. Die Griechen sagen selbst von sich, daß sie aus dem Norden gekommen seien. Jenes andere Volk wohnt noch weiter nach Norden herauf. Uns hat der fromme Zarathustra berichtet, wie wir aus dem hohen Norden wandern mußten. Er sagt: Als den besten der Orte schuf ich, der Lichtgott, das arische Heimatland. Aber ihm schuf als Landplage der verderbliche Geist des Bösen den übelbeschaffenen Winter. Dort gab es 10 Wintermonate und nur zwei Sommermonate, und die sind zu kalt für das Wasser, zu kalt für die Erde, zu kalt für die Pflanze; und es ist des Winters Mitte und des Winters Herz.

Damals sprach der Lichtgott zu unserem Volke: über die Menschheit werden die Winter kommen, Gewölk und Schneemassen von den höchsten Bergen bis in die Tiefe, nur ein Drittel des Getiers an den fruchtbarsten Stellen wird davonkommen. Sieh, o Großkönig, deswegen sind wir damals gewandert. Das wissen auch alle die Völker noch, die aus dem hohen Norden gekommen sind."

Darius sieht zu dem gewaltig grünenden Baum herauf: „Und was ist das mit dem Baum und der Schlange?"

Der alte Bagabukſa antwortete: „Das stammt auch noch aus der alten Heimat fern im Norden. Der Baum ist das immergrünende Leben Gottes und der Menschen. Die roten Äpfel oder roten Früchte sind die Sonnen jedes Tages, und die Schlange bewacht den goldenen Ball und hebt ihn auf. Es gibt noch Märchen, die unsere Mütter den kleinen Kindern erzählen. Diese Märchen handeln davon, daß ein Kind in den Brunnen sieht, und im Brunnen sitzt die gekrönte Schlange an einem Baum, der unter dem Wasser steht, und hält den goldenen Ball im Maul. Das ist uralt, das will nur sagen, daß das Leben unsterblich ist! Die goldenen Bälle der Äpfel kommen in jedem Jahr wieder, der Baum grünt jedes Jahr aufs neue. Die gekrümmte Schlange kannst du auch jedes Jahr sehen, nämlich, wenn die Sonne nur einen ganz kleinen Bogen über die Erde macht, so krumm und klein wie der Rücken einer Schlange; und doch ist in diesem ganz kleinen Bogen schon das neue Frühjahr mit dem neuen Grünen der Bäume und den neuen Früchten enthalten. Denn immer siegt das Leben über den Tod und das Licht über die Finsternis!"

Die Männer nicken: „Möge auch diesmal das Licht über die Finsternis siegen, die Wahrheit über die Lüge, wie in dieser Nacht der Lügner gefallen ist unter unseren Schwertern."

König Darius spricht feierlich: „Das soll unser Werk sein! Diejenigen mögen wir sein, die dieses Leben reiner und tüchtiger machen, die die Wahrheit zum Siege bringen über die Lügner. Das möchte ich wohl, daß einmal auf meinem Grabstein geschrieben steht: Der große Lichtgott hat den Darius zum König gemacht, er hat ihm das Reich verliehen. Durch die Gnade des Lichtgottes ist Darius König. Es spricht Darius der König: Dieses Land Parsa, das mir der Lichtgott verlieh, das schön, reich an Rossen und wohlbevölkert ist, fürchtet sich durch des Lichtgottes Gnade und durch die meine vor keinem Feind! Kein Feind möge in dieses Land kommen, nicht feindliche Heere, nicht Mißwachs, nicht Lüge. Du, der du nach mir regieren wirst, hüte dich sehr vor der Lüge!"

Der Wind rauscht in den Zweigen der alten Eiche, als wolle er Beifall spenden. Mit ihren Schwertscheiden graben die Männer junge Eichenschößlinge aus und legen sie vor sich auf die Sättel. Helle Sonne liegt über dem Lande, als sie in den Sattel springen und zur Burg hinaufreiten. Dem alten, frommen Bagabukſa stehen fast die Tränen in den Augen, als er den neuen Großkönig, den Retter des Reiches, hinaufbegleitet zur Burg.

Nachdenklich reitet der junge Utana neben dem neuen Herrscher her, treibt den Hengst etwas näher heran: „Großkönig, wir sprachen doch eben von der Schlange und dem Baum. Fast alle Völker wissen eine Geschichte davon, eine Sage; nicht nur die großen Völker. Als wir von Ägypten heimwärts zogen, fanden wir ein kleines Volk, das erzählte uns auch etwas davon. Viel Gesichter sah ich unter ihnen, die Dämonen glichen. Wie mag es wohl kommen, daß auch dieses Volk die Geschichte vom Lebensbaum kennt!"

Darius lacht: „Auch ein König kann nicht alles wissen, Utana; aber fragen wir doch Bagabukſa. Er führt ja nicht nur sein mächtiges Schwert zum Schrecken aller Feinde; ihm ist Kunde aus alten Schriften."

Der alte Krieger wendet sich an Utana: „Ich kenne das Volk, von dem du erzählst. Es gibt dort auch eine Sage von der großen Flut. Aber alles, was das Volk aus seiner Urzeit erzählt, hat es nicht vom eigenen, denn es ist noch sehr jung und so klein, daß man es kaum beachtet. Als das mächtige Ägypten schon viele Jahrhunderte bestand, da sammelten sich am Rande des Reiches Wüstenräuberstämme. Die fielen ins Grenzland ein, und es gesellten sich zu ihnen Helfershelfer aus dem Lande, Diebsgesindel und Verbrecher und allerlei Pöbelvolk. Sie trugen Unfrieden und Krieg ins Reich Ägypten, bis ein mächtiger König sie aus dem Lande jagte. Aus ihnen wurde das Volk, von dem du erzählst, und was es von seiner Urzeit erzählt, das haben seine Priester von anderen großen Völkern erlauscht. Doch sie erzählen es anders. Aber all das kam aus dem Norden, von dem ewigen Volk, dessen Blutes auch wir sind. Im Norden stand einst das Meer auf und stürmte weit in das Land, und im Norden wuchs der ewige Lebensbaum. Uralt ist die Geschichte davon, so alt wie die Menschen. Aus dem Norden wanderten Völker und Stämme, und trugen den uralten Glauben und die uralten Sagen nach dem Süden, nach dem Osten und nach dem Westen. So sind sie zu uns gekommen und zu den anderen großen Reichen, die unsere Nachbarn sind. Von unseren Kriegern aber hat sie jenes kleine Volk zuerst gehört, und dann haben ihre Priester daraus eine ähnliche Sage erdichtet."

So spricht der weise Krieger des großen Perserkönigs, hebt die Hand zur Sonne: „Rein und heilig ist alles, was zu uns aus dem Norden kam."

Wieder ergreift Utana das Wort: „Recht magst du haben, Bagabukſa, mit jenem Volk. Von den Nordischen mag es die alten Sagen gestohlen haben; denn ein Diebsvolk ist es. Mir haben sie meinen silbernen Sattelbeschlag gestohlen. Man wird ihnen auf die Finger sehen müssen."

Darius ist schon mit anderen Gedanken beschäftigt, klopft dann dem jungen Waffenfreund auf die Schultern: „Das ist die Aufgabe des Großkönigs, daß er die Lügner unter der Lanze des arischen Mannes gebeugt hält. Wehe, wenn ein Großkönig diese Pflicht vergißt!"



Von Anneliese Wolf, einem BDM.-Mädel, erhielten wir eine Reihe von Gedichten, die unter dem Titel „Wir" zusammengefaßt sind. Wir veröffentlichen daraus einige Gedichte und einen Brief, der uns schildert, wie die Gedichte entstanden:

Wenn wir manchmal am Lagerfeuer zusammensitzen, wenn wir den Worten unserer Führer lauschen und unsere Lieder singen, dann drängt es uns, unser Empfinden in Worte zu kleiden, ihm die große künstlerische Form zu geben, damit auch Außenstehende teilhaben können an unserm Erleben. Aus diesem Verlangen heraus ist auch das Dichtwerk „Wir" entstanden:

Es war in der Nacht, als Deutschland im Zeichen der Sonnenwende stand. Da saßen wir Jungen am Feuer zusammen, sahen auf den Führer und lauschten seinen Worten. Und er sprach von unserer Bewegung, sprach von unserm Wollen, von unserm Weg und von unserm Ziel. Und bei jedem Wort, welches er sprach, steigerte sich seine Begeisterung, und diese Begeisterung war es, die uns alle entflammte und uns mitriß. Dann aber sprach er auch von den Vorkämpfern unserer Bewegung, und wer könnte wohl leuchtenderes Vorbild unserer Bewegung sein als der junge deutsche große Soldat des Weltkrieges.

Als wir dann einen grünenden Eichenkranz in die Flammen warfen, als wir zusammenstanden und unserer toten Helden gedachten, da war in uns das gewaltige Schweigen der Weihe, jenes Schweigen, welches unser Reichsjugendführer, Baldur von Schirach, einmal das „heilige Schweigen" nannte. Manchen von uns packte es, erschütterte es bis in die kleinste Faser seines Herzens, also, daß er sich umdrehen mußte, um die andern seine Tränen nicht sehen zu lassen.

Erst als die Morgendämmerung anhub, verließen wir den Platz, der noch kurz zuvor den begeisterten Schwur all der jungen Menschen vernommen hatte:

„Deutschland, dir leben wir!
Deutschland, dir sterben wir!
Dein sind wir!"

In dieser Nacht konnte ich nicht mehr schlafen. Das, was ich erlebt hatte, war so groß und gewaltig, daß es mich nicht mehr losließ. Und in dieser Nacht schrieb ich das Werk „Wir", und ich glaube, daß es nicht nur mein Werk, sondern das Werk aller meiner Kameraden ist, denn sie alle hatten ja dasselbe empfunden wie ich. So ist das Dichtwerk „Wir" entstanden.

Unsere Fahne.

Wir trugen die Fahne
Durch Nacht zum Licht;
Ob alle fielen
Die Fahne fiel nicht.
Sie wehte voran uns
In Kampf und Streit;
Sie ging mit uns ein
In die Ewigkeit.

Einer von vielen

Deutschland war in Gefahr,
Deutschland rief seine Söhne zum Kampf
und keiner blieb zurück.
In den vordersten Reihen
der Soldaten aber stand einer,
der dem Knabenalter
noch nicht ganz entwachsen war.
Und die anderen lachten über ihn:
Was wollte das Kind im Feld?

Endlos war der Marsch durch Heide und Moor,
durch Feld und Wald.
Schwarz war die Nacht, der Regen rann.
Schweigend marschierten sie dahin,
die Feldgrauen,
und es war,
als schritte der Tod schon mit in den Reihen.
Ganz vorne aber marschierte einer,
der die Lippen fest aufeinandergepreßt hatte:
Das Kind war zum Manne geworden.

Stiller und stiller wurde es im Lager,
einer nach dem andern schlief ein.
Nur einer war da,
der konnte nicht schlafen.
Er hatte den Kopf in den Händen vergraben
und langsam
tropften die Tränen hernieder.
Und er dachte an die Eltern,
an die Lieben daheim,
dachte an alle,
die jetzt vielleicht auch an ihn dachten. –
Über Flandern
wölbte sich der Abendhimmel.
Was würde der morgige Tag bringen?

Sie stürmten vorwärts,
jauchzend,
rissen mit sich fort alle,
die noch zauderten. —
In Flandern raste der Tod. —
In den vordersten Reihen
aber lag einer,
dessen Züge
selbst noch im Sterben
an die eines Kindes erinnerten.
Und man trug ihn fort,
senkte ihn in das Grab:
„Einer von vielen!"

Das letzte Regiment.

Der Krieg ist aus
Beim letzten Abendwehen
Zieht traurig heim das letzte Regiment
Von Nord nach Süd
Von Ost nach West
Dorthin,
Wo keiner ihre Namen kennt.
Die Fahnen eingerollt,
Mit müdem Schritt.
In ihren Reihen
Der Tod geht mit.

Der 9. November.

Sie marschierten
In gleichem Schritt und Tritt
Und ihr Jubel
Riß alle Herzen mit.

Sie starben
Für mich und für dich,
Aber wir
Vergessen sie nicht.

Morgen.

Aus Gestern wurde das Heute
Und das Heute sind wir.

Wir sind die Jugend,
Sind das Licht.

Wir sind das Leben,
Das den Tod überwindet.

Wir sind die Sonnenstreiter,
Wegbereiter
Für das große Morgen.

Wir marschieren.

Schwarz ist die Nacht und der Regen rinnt,
wir marschieren.
Du und ich,
wir marschieren.
Keiner weiß wohin,
keiner weiß wie lange
wir marschieren.
Durch Nacht zum Licht,
durch Tod zum Leben
wir marschieren.
Und du,
Kamerad,
marschierst mit.

Am Feuer.

Wir stehen zusammen,
ich und du,
und schau'n in die Flammen.

Brenne zu, heil'ges Feuer,
leuchte und scheine und vereine
uns und die andern.

Wir und der Führer.

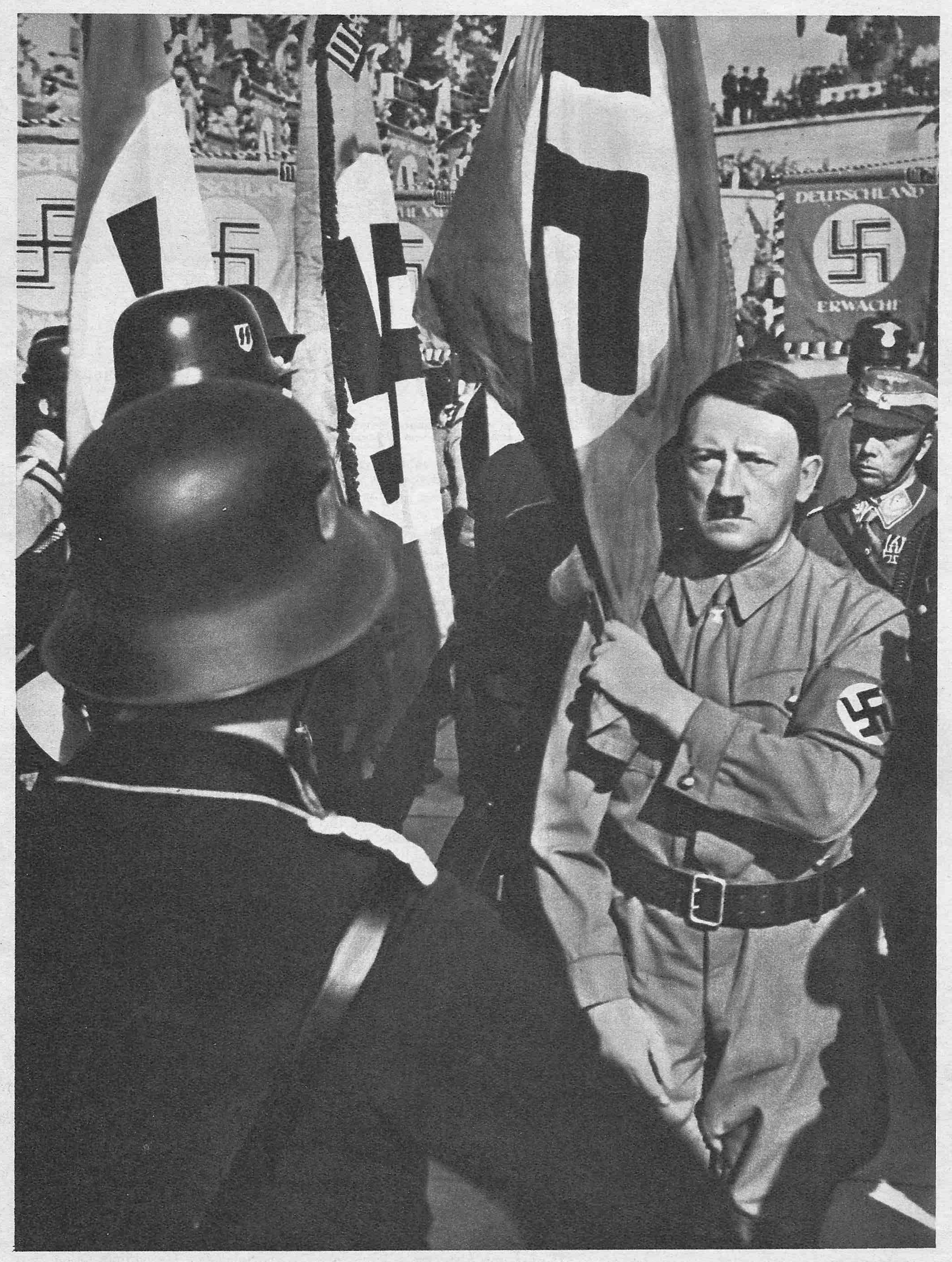
Wenn er uns anschaut,
wenn seine heißen Augen
in unserer Seele brennen,
dann durchtobt uns
das Feuer heiliger Begeisterung.

Dann fühlen wir,
daß wir zusammengehören,
wir und der Führer.

Die Zukunft.

Wenn eine Mutter weint
um dich und mich,
hat uns der Tod vereint,
dich und mich.

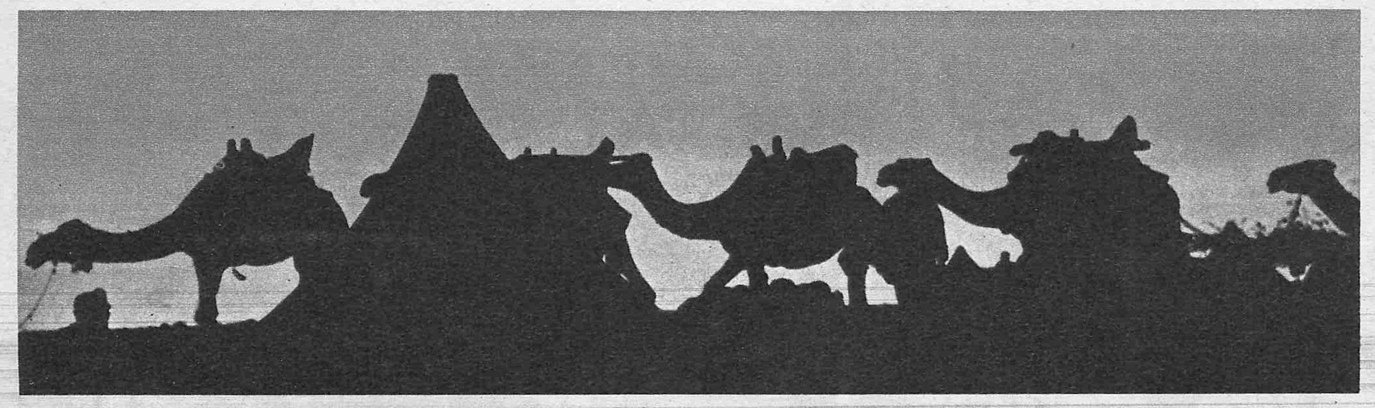
Dann gehen wird beid'
du und ich
zu unseren Ahnen
in die Unsterblichkeit ein.



Reichsparteitag 1936

Aufnahme Boris Spahn

Auf dem Parteitag der Ehre weihte der Führer die neuen Fahnen und Standarten mit der Blutfahne vom 9. November 1923



Eine türkische Maschinengewehrabteilung während des Weltkrieges auf dem Vormarsch durch die Wüste — Aufnahmen Balkai

Die vergessene Front

Von Clemens Laar

Im November bringt der Schulfunk mehrere Sendungen über deutsches Heldentum im Weltkrieg. Wir ergänzen diese Sendungen durch ein Erlebnis von der Irakfront.

Fünf Männer reiten durch die Nacht. Ein Leutnant und vier Mann, deutsche Kamelreiterpatrouille im Irak. Irgendwo zwischen Kerbela und Kut-el-Amara ist es, und der Zeitpunkt mag um die Weihnachtstage des Jahres 1915 herum liegen. — Weltkrieg!

Sie selbst wissen es nicht genau. Sind es Tage oder Wochen oder vielleicht auch Monate her, daß sie in die Wüste hineinritten?

Wie sollen sie es wissen?

Durch ihre Köpfe rast das Fieber, und nur ein Gedanke bleibt klar: der Befehl!

Ihre Kräfte zerfallen unter den heimtückischen Bissen des Skorbuts, aber eines kann das schleichende Gift der Krankheit nicht zernagen: den Willen!

Irgendwann einmal sind sie losgeritten, weil es eben sein mußte. Flankendeckung der sechsten osmanischen Armee. Oder ist es jetzt die siebente? Einmal gehörten sie sogar zur zweiten, die dann mit der vierten vereinigt wurde. Wohin gehören sie jetzt?

Der große Zauberkünstler Goltz-Pascha hinten in Bagdad spielt ja ein gewaltiges Gaukelspiel mit den Formationen. Er stampft Armeen aus dem Boden und läßt sie spurlos wieder sich verflüchtigen, erfindet Armeen, die niemals vorhanden waren und kämpft mit Truppen, von deren Vorhandensein bis zum Einsatz niemand etwas wußte.

Wohin gehören sie jetzt?

Sie wissen es nicht, und das ist auch nicht wichtig. Nur eines ist wichtig: daß es auch der heranrückende Engländer nicht weiß, und daß sich seine Geheimagenten die Haare raufen und nicht mehr aus und ein wissen und der General Nixon, der zweihundertfünfzigtausend Mann Kerntruppen hinter sich hat, vor lauter Unsicherheit noch immer mit der Offensive zögert.

Fünf Männer reiten durch die Nacht, und ihr Auftrag ist, so lange im Höckersattel der Kamele durch die Wüste zu gleiten, bis sie Klarheit haben, ob die Beduinenstämme der Beni Jussuf und der Beni Hamil noch zuverlässig oder ob sie bereits zu England abgefallen sind.

Es ist ganz einfach. Sind die Beduinen treu geblieben, dann muß die Patrouille in vierzehn Tagen zur Armee zurückstoßen, wenn nicht . . .

Fünf Mann reiten durch die Wüste. Sie reiten durch den Tag, sie reiten durch die Nacht. Sie tragen ihren Befehl.

Die Patrouille ist nicht zur Armee zurückgekehrt.

Man wird es niemals wissen, wie sich ihr Heldenschicksal erfüllte, ob sie unter den Kugeln oder unter den Messern der Beduinen starben oder ob sie irgendwo im Sande verdursteten. Die Wüste schweigt.

Im Hauptquartier aber wußte man nach vierzehn Tagen, woran man war. Man konnte jetzt mit sicheren Tatsachen rechnen.

*

Dies ist die Weltkriegslage um die Wende des Jahres 1915 zu 16:

Rußland ruft verzweifelter als je um Hilfe. Es braucht Munition, es braucht Waffen. Offen sprechen seine Diplomaten in London und Paris vom drohenden Zusammenbruch, und das ist für die Gegner Deutschlands gleichbedeutend mit dem Verlust des Krieges. Wirft Deutschland seine an der Ostfront freiwerdenden Armeen nach Westen, dann gibt es keinen Halt für die feldgraue Sturmflut.

Es muß Rußland geholfen werden. Der Sieg hängt daran. Der Weg zu Rußland aber führt über die Türkei.

Zu Boden mit der Türkei!

Eine Flotte, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte, rennt gegen die Meerenge der Dardanellen an, ein Riesenheer landet auf Gallipoli, mit Strömen von Blut will sich England den Weg nach Konstantinopel und damit nach Rußland freischwemmen.

Vergebens!

Deutsche und Türken sterben mit dem letzten Schuß ihrer ausgeglühten Geschützläufe, aber vor ihnen liegen die feindlichen Sturmwellen zu Leichenhügeln zusammengeschossen.

Es geht um die Heimat, auch wenn man an der Grenze zwischen Asien und Europa kämpft und fällt.

Sie kommen nicht durch, und nun versuchen sie es von Süden her. Durch den Irak wollen sie vorstoßen auf das anscheinend ungeschützte Bagdad. Wer Bagdad hat, besitzt Konstantinopel, und wer Konstantinopel in der Hand hält . . .

Was steht denn schon im Irak, so rechnet man im Obersten Kriegsrat der Gegner. Die osmanische Irakarmee unter dem türkischen Marschall Nur-addin!

Und Nur-addin rechnet mit allem anderen, aber nicht mit dem tollkühnen Plan der Engländer, mit einem Riesenheer durch die Wüste zu marschieren. Es muß gelingen!

Es gelingt nicht.

In Bagdad hat der militärische Schwarzkünstler, der greise Draufgänger Goltz-Pascha, das Oberkommando übernommen und gibt täglich dem immer verwirrter werdenden englischen Befehlshaber Nixon neue strategische Nüsse zu knacken.

Auf verlorenem Posten kämpfen deutsche Soldaten.

Und halten ihn.

Es geht um die Heimat, auch wenn man in der Wüste kämpft und einsam fällt.

*

Das Jahr 1916 ist heran, und Nixon marschiert. Kilometer um Kilometer rückt sein gewaltiges Heer nach Norden. Durch das überschwemmte Tigristal geht sein Vormarsch, und wochenlang waten die Engländer bis zum Leib durch die Schlammfluten. Wer nicht mehr marschieren kann, der ertrinkt in kniehohem Wasser.

Sein Nebenmann kann ihm nicht helfen, der hält sich selbst gerade noch auf den Beinen. Weiter, nur weiter . . .

Nixon treibt erbarmungslos, nachdem er wochenlang gezögert hat. Er sieht jetzt den Erfolg greifbar vor sich. Nur-addins Armee ist in Gefahr, abgeschnitten und vernichtet zu werden, und dann ist vorläufig kein Hindernis mehr vorhanden auf dem Marsch nach Bagdad. Goltz ist noch lange nicht mit der Aufstellung der neuen Armeegruppen fertig. Bis jetzt hat sein genialer Bluff gewirkt, aber auf die Dauer kann man einem Heer feindlicher Agenten keine Armeen vorspiegeln, die einfach nicht vorhanden sind.

Nixon sieht schon den freien Weg nach Rußland, den gewonnenen Krieg, da scheitert er an einer Macht, die er nicht in Rechnung gestellt hat: am deutschen Soldaten.

Hier ist sie, die Geschichte vom unbekannten MG.-Schützen von Nasriyeh. Der einstige Gegner selbst soll sie erzählen.

Unter dem Decknamen „Black Tab" hat ein höherer englischer Offizier noch während des Krieges ein Buch darüber veröffentlicht. Er berichtet darin:

„Nur-addin zog sich in Eilmärschen zurück. Vom hochgelegenen jenseitigen Ufer aus waren seine dichten Kolonnen zu sehen, wie sie am Horizont entlangzogen.

Artillerie her, und von dieser feindlichen Armee bleibt nichts übrig!

Die Artillerie kam rechtzeitig, aber es war unmöglich, sie über den Fluß zu bekommen. Nirgends war eine Furt zu entdecken.

Der Tigris ist an dieser Stelle nicht übermäßig breit, und unsere Pioniere wären auch noch zur rechten Zeit mit einer Notbrücke fertig geworden, wenn sich auf dem jenseitigen Ufer nicht ein paar versprengte Leute der gegnerischen Abteilung von Nasriyeh mit einem schweren Maschinengewehr festgesetzt hätten.

Es mochten die letzten von der Rückzugsdeckung sein.

Die Burschen hatten sich so geschickt verschanzt, daß wir sie nicht entdecken konnten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die ungefähre Gegend ihrer Stellung mit einem Hagel von Schrapnellen abzutasten. Darüber aber verging kostbare Zeit.

Schließlich fanden wir durch einen Zufall eine Senke an der Flußböschung heraus, die offenbar im toten Winkel lag. Einer unser Sepoys ging ins Wasser und versuchte, eine dünne Leine herüberzubringen. An dieser Leine sollte eine Stahltrosse zum anderen Ufer gezogen werden. Geplant war, eine Pontonbrücke zu schlagen, und an dieser Trosse sollten die Pontons verankert, also aufgehängt werden.

Ein tollkühner Versuch, denn abgesehen von dem feindlichen Feuer, wimmelt der Tigris von Haien, die vom Roten Meer heraufgezogen kommen, und die schon manches unserer Maultiere geholt hatten.

Es schien aber gut zu gehen, und wir sahen schon im Geiste unsere Batterien auffahren und ein Vernichtungsfeuer in die feindlichen Kolonnen setzen, als am anderen Ufer plötzlich drei Mann erschienen, die ein MG. trugen und im Laufschritt einen Stellungswechsel vornahmen. Mitten im freien Gelände ließen sie sich nieder, und jetzt beherrschten sie tatsächlich die ganze Uferbreite.

Der Sepoy sank mit einem gellenden Schrei, und das Ende dieses wackeren Burschen hat wahrscheinlich eine Maschinengewehrkugel und nicht ein Hai verursacht. Jedenfalls war es uns unmöglich, auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, solange dieses letzte Maschinengewehr noch feuerte.

Unsere Feldgeschütze ließen sich natürlich diese Frechheit nicht gefallen, und bald kochte der Boden um dieses todesmutige Maschinengewehr vor Einschlägen. Ich konnte mit dem Glase beobachten, wie erst einer und wie dann der zweite der Bedienungsmannschaften fiel. — Zuletzt schoß nur noch ein Mann, aber dieser Kerl hatte den Teufel in sich. Manchmal sah es so aus, als ob eine Granate Schluß mit ihm und seinem Gewehr gemacht hätte, aber wenn sich dann der Dreck und der Staub und der Qualm verzogen hatten, dann hockte der Mann immer noch hinter seinem Maschinengewehr und schoß. — Dieses Maschinengewehr hat uns volle viereinhalb Stunden aufgehalten, und gute zwei Stunden davon schoß allein dieser Mann. — Die vielen Einschläge rings um ihn — das kam ihm zur Hilfe — machten schließlich das Gelände so unübersichtlich, daß ihm verschiedene natürliche Deckungen geboten wurden. Wie dem auch sei: der Mann hielt in einer Weise aus, die schon alle Grenzen der Selbstaufopferung übertraf und das Unmögliche wahrmachte: daß nämlich ein einzelner Mann für einige Zeit ein ganzes Armeekorps aufzuhalten vermochte.

Schließlich verstummte plötzlich das Feuer, und unwillkürlich griffen wir alle an den Mützenrand.

Als der Brückenschlag vollendet war, trabten wir zunächst zu der Stelle, wo das MG. zuletzt gefeuert hatte. Wir fanden die Waffe völlig zerschossen vor und darübergebreitet die zerfetzte Gestalt eines bärtigen Mannes, der in graues drillichartiges Leinen gekleidet war und am Kragenrand die Winkel eines deutschen Unteroffiziers trug.

Es war natürlich ein Deutscher . . ."

*

Das erzählt der Feind von damals!

Was ist noch dazu zu sagen?

Nur-addins Rückzug glückte, Goltz fing ihn mit seinen neuformierten Divisionen auf, warf sich dem englischen Vormarsch entgegen und nahm schließlich — einzigartiger Vorgang in der Weltgeschichte! — bei Kut-el-Amara am 29. April mit einem Restbestand seines Heeres von viertausend Mann die Armee des englischen Generals Townsend nach längerer Belagerung gefangen. — Es waren zwanzigtausend Mann!

Goltz-Pascha war es, der dies vollbrachte, wenn er selbst auch diesen Tag nicht mehr erlebte. Er starb zehn Tage vorher am Flecktyphus, den er sich bei seinen deutschen Jungen im vordersten Graben geholt hatte.

Der Siegesrausch der Feinde war vorerst wieder einmal verflogen.

*

So haben sie gekämpft, die Männer an jener Front, von der die Heimat nichts wußte und nichts wissen konnte; so sind sie gestorben an dieser vergessenen Front.

Tausende von Meilen waren sie von der Heimat entfernt, ohne Verbindung mit ihr, ja, ohne die stärkende Nähe des Kameraden. Eine Handvoll Deutscher war ja oft genug über eine ganze türkische Division verteilt. Als Rückgrat waren sie gedacht; hineingestreut waren sie in die große Masse fremder Menschen, von denen sie nichts wußten, als daß sie für die gleiche Sache kämpften.

Einsam waren sie, wenn es zum letzten Aufbruch kam.

Kämpfer von der vergessenen Front, Männer, Soldaten.

Deutsche!



Unsere Bundesgenossen im Weltkriege: eine freiwillige Beduinentruppe, die den Engländern viel zu schaffen machte

Der Unterhammer-Hof bei Berga im Tale der Elster gehört seit mehreren hundert Jahren der Familie Lätzsch

Der Unterhammerhof von Heinz Salter





In der Inflation gab auch die Stadt Berga Notgeld heraus. Auf der Vorderseite ist der Unterhammerhof abgebildet, auf der Rückseite die Sage vom Hammermichel

Um seinen Glauben zu retten, hatte Jobst Lätzsch seine österreichische Heimat verlassen müssen. Mit Weib und Kindern und einem Wagen voll Hausrat war er in die Fremde gezogen. Mühevoll war die Fahrt und reich an Gefahren. Über Gebirge und durch reißende Ströme ging der Weg, Heckenreiter und Raubritter lauerten im Gehölz.

So war Jobst Lätzsch — es sind nun bald vierhundert Jahre darüber vergangen — nach Thüringen gekommen. Er war der Fahrt müde. Zur Ruhe wollte er kommen, den Pflug wieder durch braune, dampfende Erde reißen; säen wollte er und ernten. Er sah sich um im Thüringer Land. Da waren satte, fette Wiesen und fruchtbare Äcker; in sanfter Neigung stiegen die Wälder die Hügel hinan. Und mitten durch diese Pracht strömte mit reißendem Schwall ein Fluß. Weiße Elster nannten die Bewohner des nahen Städtchens Berga das Wasser. — In die Furt trieb Jobst die Pferde. Die Wellen schäumten hoch über die Räder. Einmal schwankte der Wagen, als wollte er sich mitten im Strom auf die Seite legen und versinken. Doch Jobst riß mit starker Hand die Gäule beiseite. Dann waren sie drüben. Vor ihnen lag das herrlichste Land, das man sich denken konnte. Von weither blitzte das Silberband des Flusses, der sich durch das langgezogene, schmale Tal wand, durch das Laub der Bäume.

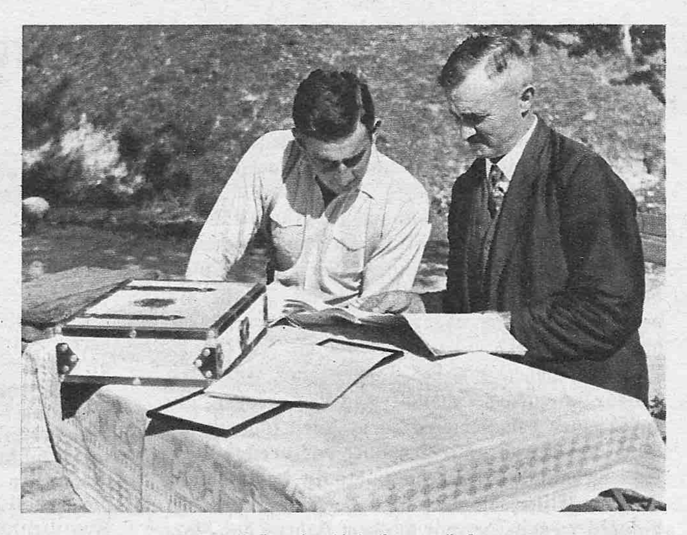
„Hier bleiben wir!" entschied Jobst Lätzsch, strängte die Pferde aus, suchte den Spaten aus dem Gerät und stieß ihn besitznehmend in die Erde. Dann ging er, den Platz abzustecken, auf dem der Hof, — sein Hof, stehen sollte.

Vierhundert Jahre sind seither vergangen. Noch immer sitzen die Nachkommen dieses Jobst Lätzsch auf dem Hof des Ahnen an der Elster bei Berga im Kreise Greiz. Elf Generationen sah der stattliche Erbhof, der Unterhammerhof. Alle hießen sie Lätzsch, nie wechselte der Hof den Besitzer. Seit vierhundert Jahren . . .

„Nicht nur Bauern", so erzählt Max Lätzsch, der jetzige Besitzer, „waren die Vorfahren. Vor Jahrhunderten trieb das Elsterwasser hier gewaltige



Der Familie Lätzsch ist das Recht verliehen worden, einen eigenen Familienfriedhof auf ihrem Grundstück einzurichten



Der Besitzer des Unterhammerhofes blättert mit seinem Sohn die Familienurkunden durch

Eisenhämmer. Pflugscharen und manches Hausgerät schmiedeten die Bauern vom Unterhammerhof, und von weither kamen die Bewohner des Elstertales, um beim Hammerlätzsch zu kaufen und zu bestellen. Erst im Jahre 1767, als ein furchtbarer Brand den Hof und den Hammer in Asche legte, wurde das Handwerk eingestellt. Die Verbindungen nach Berga und den anderen Orten des Tales waren zu schlecht geworden, so daß das Hammerwerk seine Erzeugnisse kaum noch absetzen konnte. Damals wurde der Hof als reine Bauernwirtschaft neu aufgebaut."

Vergilbte Urkunden hat Vater Lätzsch, der Bauer und Gastwirt vom Unterhammerhof, aus der Familienlade geholt. Sorgsam breitet er die Pergamente auf den Tisch. Von Kriegsjahren und Notzeiten erzählen die Aufzeichnungen der Vorfahren, vom Ankauf neuer Ackerbreiten, von Trauung, Taufe und Begräbnis. Geschichte wird in ihnen lebendig. Die Glaubenskämpfe der Reformationszeit künden eine neue Zeit; mit vernichtender Wucht rast der Dreißigjährige Krieg durch das Thüringer Land. Die Kriege Friedrichs um den Bestand Preußens tauchen auf, der Gewittersturm der Freiheitskriege — Staaten kamen und vergingen, Könige, Feldherren, Soldaten mit ihnen — aber unberührt stand der Unterhammer an der Furt der Weißen Elster.

Sagen umranken sein schön geschwungenes Tor mit dem Bogen aus festen Quadersteinen. Vom „Hammermichel", dem baumstarken Bauern Michael Lätzsch, erzählen die Alten heute noch in den Höfen und Dörfern des Elstertales, wenn am frostklaren Winterabend das Holz im Ofen knallt. Übermenschliche Kräfte soll er besessen haben. Seine Feinde konnte er behexen und am Ort „festmachen". Als fremde Söldner einmal das Städtchen Berga bedrohten, da warf der Michel eine Schaufel Häcksel hoch in die Luft, rief eine Beschwörung hinterdrein — da verwandelte sich der stiebende Häcksel in eine Schar handfester Soldaten, die sich auf den völlig verdutzten Feind warfen und ihn in die Wälder jagten. Eine andere Sage erzählt, wie der Michel sieben Diebe fing, die ihn in seinem Hause überfielen, um sein Geld zu rauben. Sie hatten die Gesichter geschwärzt, so daß Michel sie nicht erkennen konnte. Sein Geld verlangten sie. Er gab es ihnen. Eine ganze Mulde mit Gold- und Silberstücken trug er auf den Tisch. Gierig griffen sie hinein. Da lachte der Michel, denn das Gold hielt ihre Hände wie in eisernen Zangen fest.

„Mutter", rief der Bauer, „Geld mögen sie nicht. Koch ihnen Würste!" Aber als die Würste dampfend auf dem Tisch standen, da konnten die Gefesselten sie doch nicht essen. „Mutter", rief wieder der Michel, „hast die Brühe vergessen!" Glühendheiße, flüssige Butter trug nun die Bäuerin auf. Ganz dicht vor die Räuber trat der Hammermichel. „Da", und „da", und „da", und jedem schlug er eine Wurst um die Ohren, jedem strich er heißes Fett ins Gesicht. Dann ließ er sie laufen. Am anderen Tag aber sah man in Berga sieben Männer, die hatten verbrannte Gesichter wie Teufelsfratzen. — Ein andermal merkte der Hammer-Michel, während er in der Kirche der Predigt zuhörte, daß auf seinem Feld sich Diebe an der Ernte vergreifen wollten. Mit einem Zaubersprüchlein machte er sie fest, daß sie nicht weglaufen konnten. Dann ging er hin, nahm einen Knüppel und prügelte sie durch.

Als in den Notjahren nach dem Weltkrieg die Stadt Berga ihr eigenes Geld drucken mußte, da hat sie diese uralte Sage vom Hammermichel und dazu seinen Unterhammerhof auf den Scheinen abgebildet. —



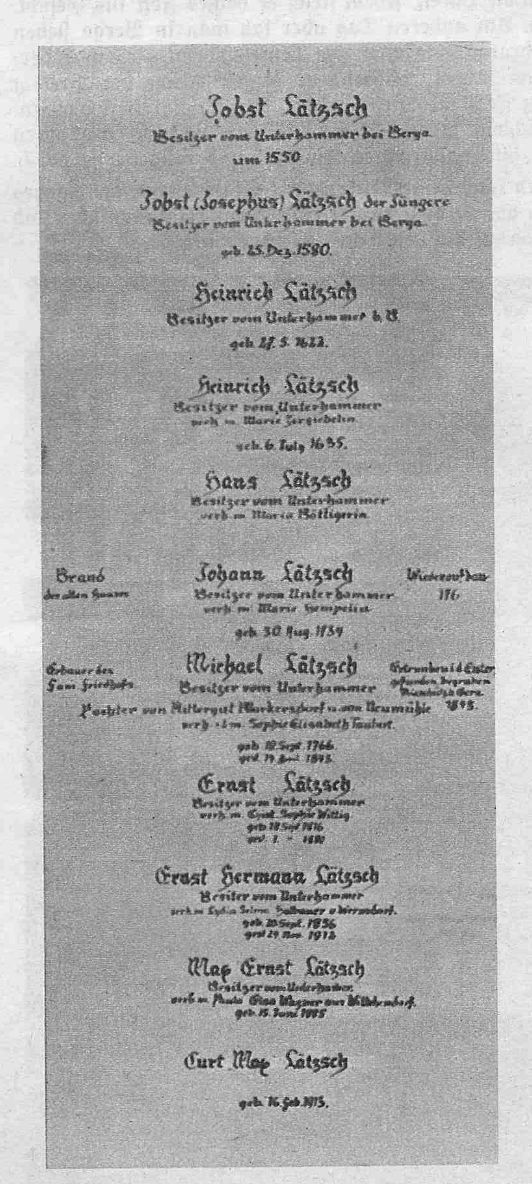
Das Tor des Unterhammerhofes

Die Geschichte dieser Familie ist die Geschichte ihres Hofes. Alles, was sie besaßen: die Kraft ihrer Fäuste, ihren Ehrgeiz, ihr Vertrauen und ihren Glauben, Vermögen und Geld, gaben sie dem Hof — er dankte es ihnen, lohnte Liebe mit Liebe, gab ihnen Schutz und Nahrung auch in schlimmen Zeiten.

Nun gehören sie zueinander, die Familie Lätzsch und der Unterhammerhof. Immer hat der Älteste den Hof geerbt. Und immer war es, seit vierhundert Jahren, ein Lätzsch, der die Pferde mit dem hochbeladenen Heuwagen in die Furt trieb, die der Ahnherr einst fand. Bis an den kleinen Friedhof ziehen sich die Wiesen und Äcker des Hofes. In eigener Scholle liegen sie begraben, am Hang eines bewaldeten Hügels. Weit schweift der Blick von den Grabsteinen über das breite, glatte Schieferdach des Unterhammers in das liebliche Tal der Elster, die einst in böser Sturmflut den Bauern wegriß, der vor hundert Jahren das Vorrecht erstritt, die Toten vom Unterhammerhof im eigenen Acker zu begraben.

Denn auch im Tode wollen diese Bauern sich nicht von der ererbten Scholle trennen.

Aufnahmen Dr. Weskamp



Die Ahnentafel der Familie Lätzsch, die im Hause ihren Ehrenplatz hat, beginnt mit dem Jahre 1550. Von dieser Zeit bis heute führt sie elf Generationen auf

Wettbewerb der deutschen Jugend:

Volksgemeinschaft Blutsgemeinschaft

Die Bedingungen des Wettbewerbes werden im Dezemberheft veröffentlicht.

Mit diesem Wettbewerb stellen wir der deutschen Jugend eine Aufgabe, deren Lösung nicht nur schöne und wertvolle Preise verheißt; jeder, der sich an dem Wettbewerb beteiligt, wird sich selbst und seinen Angehörigen mit seiner Arbeit viel Freude bereiten. Der Weg hierzu führt über die Familienforschung. — Freude und Genuß durch Familienforschung? so wird vielleicht mancher ungläubig fragen, der froh war, als er seine sogenannte „Ahnentafel" notdürftig bis zu den Großeltern ausgefüllt hatte, um sie dann in irgendeiner Ecke verstauben zu lassen. Auch solchen Zweiflern raten wir dringend, die Arbeit wieder aufzunehmen, wieder unter die Familienforscher zu gehen. Familienforschung nämlich kann und soll uns allen zu einem großen Erlebnis werden. — Ist es etwa nicht ein großes Erlebnis, wenn wir auf Grund unserer eigenen Familien- und Sippenforschung erkennen, daß das ganze deutsche Volk mehr oder minder miteinander versippt ist? Volksgemeinschaft ist also tatsächlich gleichbedeutend mit Blutsgemeinschaft (oder Erbgutgemeinschaft).

Ist es weiterhin nicht ein Erlebnis, wenn wir feststellen, daß dieser oder jener aus unserer Ahnenreihe, aus unserer Sippe, in dem Geschehen seiner Tage seinen Mann gestanden hat? Es braucht durchaus nicht an besonders sichtbarer und hervorragender Stelle gewesen zu sein. Schon der Nachweis, daß etwa der Urgroßvater sich als tapferer Soldat in dem Kriege 1870/71 ausgezeichnet hat, erweckt in uns Freude darüber, daß einer aus der eigenen Sippe mitgebaut hat, mitgewirkt hat an dem großen Werk: ein einiges und großes Reich zu schaffen. So kann also unsere neue Aufgabe unter dem Leitwort stehen:

„Ahnen, die Geschichte machten."

Und endlich wird die eigene Ahnenforschung jedem zeigen, daß bestimmte Merkmale — es können körperliche, geistige oder seelische sein — in der eigenen Sippe erblich verankert sind und dementsprechend immer wieder auftreten. Sucht also nach Merkmalen, die in eurer Sippe erblich sind. Verfallt aber hierbei nicht in den Fehler, nur nach krankhaften Merkmalen zu suchen. Vielleicht sind besondere Gaben des Geistes und des Charakters in der Sippe häufig. All dem sollen die Teilnehmer an dem Wettbewerb nachspüren.

So ergeben sich für den Wettbewerb drei Hauptaufgaben mit folgenden Überschriften:

1. Volksgemeinschaft — Blutsgemeinschaft;
2. Ahnen, die Geschichte machten;
3. Erbliche Merkmale in meiner Sippe.

Es bleibt aber jedem überlassen, sich eine Aufgabe mit einer anderen Überschrift zu wählen; im vorstehenden sollten ja nur ungefähre Richtlinien angegeben werden.

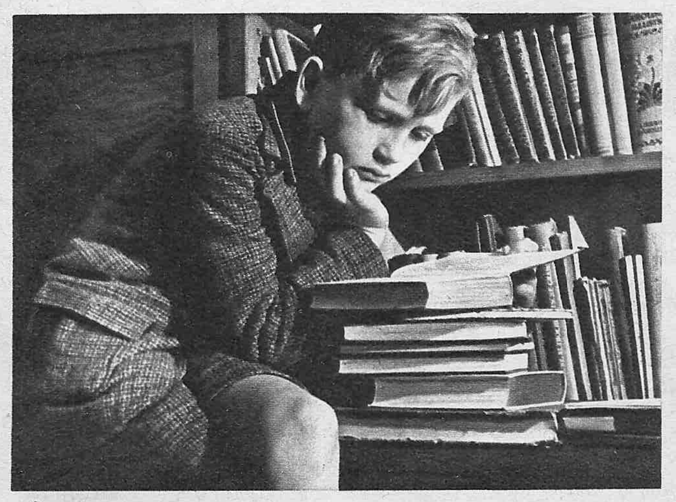
Für die Bearbeitung geben wir noch einige kleine Fingerzeige; im übrigen soll jeder ganz selbständig und nach seinen eigenen Gedanken arbeiten:

1. Zur Volksgemeinschaft gehören auch die Volksgenossen, die zeitweilig oder dauernd im Auslande leben; auch ihnen sind wir blutmäßig verbunden.
2. Es kann sehr wohl vorkommen, daß jemand in seiner eigenen Sippe nichts findet, was für die Aufgabe „Ahnen, die Geschichte machten" geeignet wäre. Daher ist es zulässig, die Aufgabe an der Geschichte einer fremden Sippe zu lösen.
3. Beachtet die Bedeutung, die die Kenntnis gewisser Familienmerkmale für die Berufswahl haben kann.

Die Ausschreibung des Wettbewerbs erfolgt im Dezemberheft von „Hilf mit!". Wir geben hier nur eine kurze Übersicht, damit besonders eifrige Bewerber schon jetzt mit der Arbeit beginnen können. Es ist durchaus nicht notwendig, daß nur Aufsätze abgeliefert werden. Ebenso wertvoll und wichtig sind z. B. gute Zeichnungen. Dazu eignen sich z. B. Familienwappen, auch Wohn- und Wirkungsstätten der Ahnen, besondere Leistungen der Ahnen (etwa eine besonders schöne Schmiedearbeit, eine geschnitzte alte Truhe u. dgl.). Schön sind auch Sippentafeln, auf denen der Grad der Verwandtschaft mit näheren und ferneren Verwandten dargestellt ist. Mancher wird sicher auch in der Lage sein, Familienbilder einzureichen, aus denen bestimmte Familienmerkmale abgelesen werden können. Hinweise für eure Arbeit findet ihr auch in den folgenden Aufsätzen des letzten Jahrgangs von „Hilf mit!": „Fähnleinführer Dieter" (Heft 1, S. 25); „Unser Familienalbum" (Heft 6, S. 175); „Reise nach dem Westerwald" (Heft 10, S. 306) und „Erbhofbauer Lätzsch" in dem vorliegenden Heft. Indessen sei es genug mit diesen Andeutungen; jeder soll ja selbständig arbeiten.

Und nun ans Werk. In den nächsten „Hilf-mit!"-Heften werden weitere Anregungen veröffentlicht, damit jeder etwas findet, womit er sich am Wettbewerb beteiligen kann.

Dr. Gustav Franke.



Ahnungslos hatte er in Vaters Bücherschrank gestöbert und ein Buch erwischt; in dem wird von dem Juden Mühsam das Verbrechertum verherrlicht. — Solches Gift muß 'raus aus den Bücherschränken



Nicht nur in der „Pressestunde" während des Schulunterrichts liest er die Tageszeitung, sondern auch zu Hause. Darum weiß er in vielen Dingen auch besser Bescheid als seine Kameraden

Aufnahmen Knackmuß

Gift im Bücherschrank

Karl-Albert saß im Zimmer des Vaters vor dem alten eichenen Bücherschrank und kramte. Reihe für Reihe las er die Titel der Bücher und die Namen der Verfasser. Zuweilen sah er auch in die Zeitung, die er auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte. Dann suchte er weiter im Bücherschrank. Jetzt hatte er etwas entdeckt, ein Buch, mit dem etwas besonderes los sein mußte. Er nahm es heraus und legte es auf einen größeren Bücherstoß, den er schon auf dem Teppich aufgeschichtet hatte.

Ein Schlüssel rasselte in der Wohnungstür, kräftige Männerschritte wuchteten über den Flur. Karl-Albert hörte nicht, daß der Vater nach Hause gekommen war, so sehr beschäftigte ihn seine Arbeit. Da stand der Obersekretär Gerber in der Tür seines Arbeitszimmers: „Junge, was machst du denn da?" Bei dem Anruf schreckte Karl-Albert ein wenig zusammen, dann drehte er sich um und zeigte auf den Haufen Bücher. „Du, Vater, die werden wir als Altpapier verkaufen." Gerber kannte seinen Jungen, der kam manchmal mit so ausgefallenen Sachen an. So lachte er nur: „Meine guten Bücher soll ich als Altpapier verkaufen? Aber ich weiß schon, du brauchst Geld für ein Fahrtenmesser, was? Also schieß schon los, wieviel?" Der Junge blieb ganz ernst: „Das sind Judenbücher, Vater. Weißt du, sowas gehört nicht in unseren Bücherschrank."

„Ach so", sagte der Vater, ein wenig erstaunt, und griff nach einem der Bücher: „Ludwig Fulda, Talisman", las er laut den Titel vor und fügte hinzu „aber Junge, du wirst dich irren. Ludwig Fulda galt früher als ein ganz großer Dichter, der gehörte damals sogar der deutschen Dichter-Akademie an . . ."

Eben trat Rolf, der ältere der beiden Brüder, ins Zimmer. Er hatte schon seine HJ.-Uniform an und wollte zum Heimabend. Überrascht blieb er stehen: „Was ist denn hier los?"

„Denk dir", sagte Gerber, „der Junge will die Werke von Ludwig Fulda auf den Scheiterhaufen werfen, von dem Mann, der zu meiner Zeit für den Schillerpreis vorgeschlagen war. Ist das nicht ulkig?"

Rolf fand das gar nicht ulkig, er blieb ernst: „Ludwig Fulda war Jude."

„Aber Kinder, das ist doch nicht möglich" entsetzte sich der Vater. Da griff Karl-Albert nach dem Zeitungsblatt: „Hier steht's, Vater, und es sind noch eine ganze Menge Namen genannt, alles jüdische Schriftsteller."

„Seit wann liest du denn schon die Zeitung?" fragte Gerber den 11jährigen Jungen. „Du solltest lieber die Nase in deine Schulbücher stecken."

„In der Schule lesen wir auch die Zeitung", verteidigte sich Karl-Albert. „Der Lehrer sucht uns meist ein paar Aufsätze aus, davon liest dann jeder einen Abschnitt. Manchmal liest er auch selber vor und erklärt uns dann alles. Neulich hat er auch gesagt, wir sollten ruhig zu Hause einmal in die Zeitung gucken, da stände manches drin, was auch wir Jungen schon wissen müßten. Siehst du, Vater, da habe ich nun gleich auch was entdeckt, hier die Sache mit den jüdischen Schriftstellern."

Der Vater wußte zunächst keine Antwort, bückte sich nach dem Scheiterhaufen auf dem Teppich und legte die Bücher auf den Schreibtisch. Wenn sein Junge eine Sache so energisch verfolgte, dann steckte meist auch etwas dahinter; das wußte Gerber. „Na, denn zeig mal, was du entdeckt hast", sagte er freundlich. Außerdem war er neugierig, was nun bei der ganzen Sache herauskommen würde. Karl-Albert nahm ein Buch auf: „Hier, Georg Ebers — Eine ägyptische Königstochter. Du hast noch mehr von ihm im Schrank stehen, eine ganze Reihe von Romanen."

„Ebers war doch ein großer Forscher und Romanschriftsteller. Früher wurden seine Sachen viel gelesen."

„Aber er war ein Jude."

Gerber schüttelte den Kopf. Der Junge hatte schon das nächste Buch ergriffen: „Der Fall Mauritius, von Jacob Wassermann. Auch ein Jude! Dann: Olga Wohlrück . . ."

„Die Romane hat Mutter immer so gern gelesen", sagt der Vater. „Also eine Jüdin, diese Olga Wohlrück — wer hätte das gedacht. Man hatte ja gar keine Ahnung davon. Ihre Romane erschienen damals immer in den Zeitschriften. Es dauerte Mutter schon zu lange, bis ich das nächste Heft mitbrachte."

Rolf tat es fast leid, daß der Vater so in Verlegenheit gebracht wurde. Nun meinte er: „Siehst du, Vater, damals war eben ganz Deutschland von Büchern überschwemmt, die von Juden geschrieben waren. Fast nur jüdische Bücher wurden gekauft, die machten das große Geschäft — und vergifteten das deutsche Volk. Jüdische Verleger beherrschten den ganzen deutschen Buchhandel, und wenn die Buchhandlungen leben wollten, dann waren sie gezwungen, den jüdischen Schund zu verkaufen. Ich denke, du hast von der Zeit, als in Deutschland die Juden regierten, doch auch wirklich die Nase voll. Wir müssen jetzt daran gehen, alles auszumerzen, was noch an jüdischem Einfluß vorhanden ist. Gerade in den Bücherschränken steckt überall noch das jüdische Gift. Sei froh, daß Karl-Albert so eifrig die Zeitung liest. Hier hast du ein Beispiel, wie wichtig das ist."

Der Obersekretär nahm die Brille ab, legte sie auf den Schreibtisch. Noch kämpfte es in ihm, dann sagte er entschlossen: „Ihr habt recht, so kann das nicht weitergehen. Gibt es denn nicht irgendwo ein Verzeichnis über jüdische Schriftsteller?"

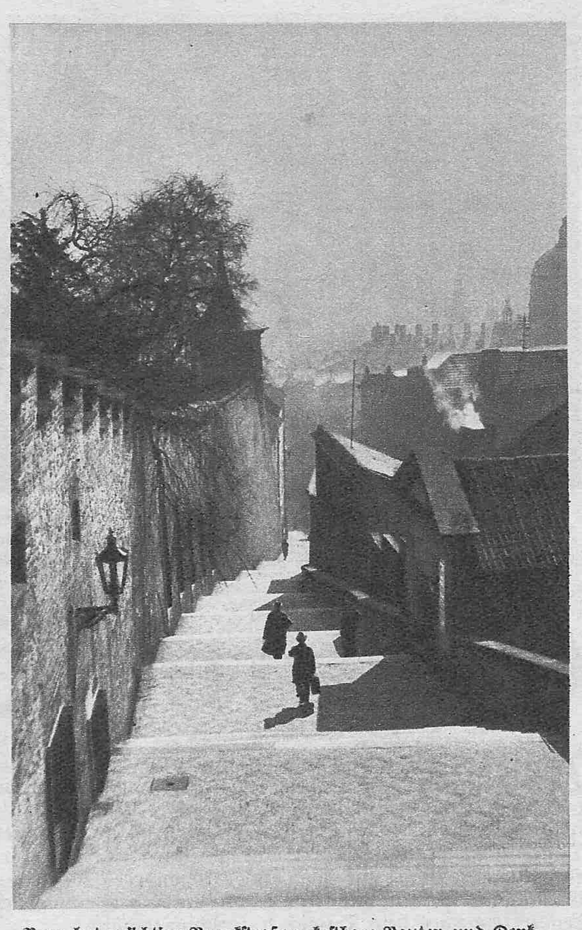
„Augenblick", sagte Rolf, ging in sein Zimmer und kam mit einem Buch zurück: „Hier, Theodor Fritsch „Handbuch der Judenfrage"; da ist die ganze Gesellschaft jüdischer Schmierfinken aufgezählt. Warte mal, ich will dir gleich eine kleine Blütenlese aufschlagen."

Hastig griff Gerber nach dem Buch, las und las. „Mein Gott, all die Schriftsteller, von denen früher in den Zeitungen ein so großes Geschrei gemacht wurde, das waren ja Juden." Er legte das Buch auf den Tisch: „Also nun paßt mal auf, Jungens! Am Sonnabendnachmittag habe ich Zeit, da wird der Bücherschrank von allem jüdischen Gift gereinigt, und ihr sollt mir dabei helfen."

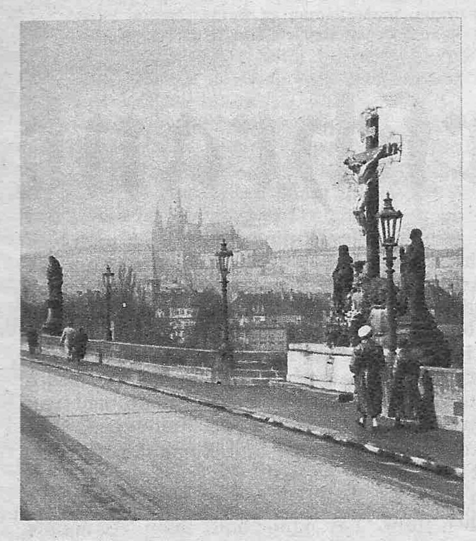
Die alte deutsche Stadt

Das ist nun einmal so: Wenn man in eine fremde Stadt kommt, dann steht man gewöhnlich ratlos vor dem Hauptausgang des Fernbahnhofes und sieht sich hilflos um, bis man sich ein Herz faßt und an den nächsten besten herangeht und höflichst fragt: „Verzeihen Sie, wie komme ich von hier zur X-Y-Straße?" Kaum hat man die Antwort erhalten, dann fühlt man sich schon heimischer; denn man kennt nun schon ein Stück der Stadt.

Viel schwerer aber liegt der Fall, wenn man in einer alten deutschen Stadt wie Prag am Masaryk-Bahnhof ankommt und dann als Antwort erhält: „Sprechen nicht deutsch!" So ist es mir ergangen. Nun hatte ich zwar ein deutsch-tschechisches Wörterbuch in der Tasche, in dem der schöne Fragesatz: „jak se dostann do . .? (Wie komme ich nach . .?)", verzeichnet ist, und ich hätte mich aller Wahrscheinlichkeit nach



Prag hat prächtige Prunkstraßen, kostbare Bauten und Denkmäler, daneben aber auch viel enge Gassen, Winkel und Stiegen. Unser Bild zeigt die neue Schloßstiege.



Die Karlsbrücke in Prag mit dem Hradschin im Hintergrund. Von dem Kruzifix rechts geht die Sage, ein reicher Jude habe es zur Strafe errichten lassen müssen, weil er Christus geschmäht hatte



Aufnahmen: Scherl (4) Transocean (1)

Einen herrlichen Blick hat man von der Moldau auf die Karlsbrücke und den mächtigen Hradschin, das gewaltige Fürstenschloß. Den Grundstein zur Brücke legte Karl IV. im Juli 1357

schon damit zurechtgefunden. Aber es wollte mir durchaus nicht in den Kopf, daß in einer solch alten deutschen Stadt, wie Prag sie seit Jahrhunderten in Kunst und Kultur nun einmal ist, nicht deutsch gesprochen wurde.

Ein Herr, anscheinend Geschäftsmann, hatte mich längere Zeit beobachtet und trat zu mir heran: „Verzeihen Sie, ich spreche schlecht deutsch, bin Amerikaner. Aber ich habe gehört, daß Sie suchen ein Hotel. Kann ich helfen Ihnen?“ „Gern“ habe ich ihm auf englisch geantwortet und er hat sich darüber gefreut. Auf dem Wege zum Hotel sagte er mir: „Sehen Sie, in Prag dürfen Sie niemanden deutsch ansprechen. Die Tschechen sind wahnsinnig stolz auf ihre Sprache, sie beherrschen zwar alle das Deutsche; aber sie wollen ihre tschechische Sprache unbedingt als Weltsprache durchsetzen. Reden Sie die Leute englisch an, dann werden sie Ihnen deutsch antworten; denn die englische Sprache beherrschen sie nicht.

Sie müssen wissen, daß die Deutschen hier verhaßt sind, trotzdem sie dieser Stadt das Gesicht gegeben haben.“

Prag ist eine alte deutsche Stadt, das habe ich überall festgestellt. Wo immer ich auch in der Stadt weilte, überall stieß ich auf deutsches Kunstschaffen, deutscher Hände Arbeit. — Mit einem unsinnigen, fanatischen Haß haben die Tschechen sämtliche deutschen Bezeichnungen der Straßen, Plätze, Häuser und Sehenswürdigkeiten ausgetilgt. Nirgendwo ein deutsches Wort. Sogar das „Deutsche Haus“, der Treffpunkt der Deutschen in Prag, darf nur die schlichte Bezeichnung „Restaurant 26“ führen. Alle Prager Baudenkmäler sind Zeugen deutschen Kulturschaffens. Die Tschechen wissen das und fälschen einfach die Geschichte. Sie machen aus deutschen Künstlern und Schöpfern Tschechen oder Polen. Aber deutsche Kultur? Nein, die gibt es nach tschechischer Angabe nicht.

Die gotischen Laubengänge vor der Teinkirche erzählen uns von der Blüte deutscher Baukunst im deutschen Prag

Meister Peter Parler aus Schwäbisch-Gmünd schuf vor Hunderten von Jahren den gewaltigen Bogen der Karlsbrücke, baute das Fürstenschloß und den heutigen Stolz der Tschechen, den Hradschin, errichtete die Teinkirche, die Moldaubrücke und vieles andere. Der Deutsche Peter Parler wird von den Tschechen als Landsmann bezeichnet. Ein tschechischer Offizier, der die englische Sprache beherrschte, erklärte mir stolz: „Solche Baukünstler haben die Deutschen nicht.“ Wie wenig ausgebildet, oder besser wie ungebildet läßt die Tschechei ihr Volk. Aber nur in Dingen, die deutsch sind.

Am Zeitungsstand erhält man jede englische, französische, österreichische und russische Zeitung. Deutsche Zeitungen werden nicht feilgehalten. Dafür aber hängen die Zeitungsstände voll mit den Blättern jüdischer und kommunistischer Emigranten, die von Prag aus ihr ehemaliges Gastland mit Schmutz und Geifer überschütten. Die tschechische Regierung unterstützt diese ehrlosen Schreiberlinge noch im Kampf gegen das Reich.

Haß und Lüge gegen alles Deutsche! Das ist heute Prag. Im Hintergrund aber reibt sich die Sowjet-Union froh die Hände über dieses Prag, die alte, schöne deutsche Stadt.

— g —



Zu den großen Sehenswürdigkeiten von Prag gehört der Pulverturm

Hans und Dietrich sammeln Altmetall

Hans und Dietrich kommen aus der Schule. Schnell wird mal die Nase in die Küche gesteckt; man muß doch wissen, was es zu Mittag gibt. Mutter hat gerade eine Konservenbüchse geleert und will sie in den Mülleimer werfen. Da stürzt Dietrich auf sie zu, hält sie zurück und sagt mit etwas überlegenem Tonfall: „Aber Mutter, die darf man doch nicht wegwerfen! Gib mir mal die Büchse.“ Mutter meint zwar, daß schon genug Kram herumläge. Da kommt aber Dietrich in Fahrt: „Ich will sie ja nicht für mich haben; wir wollen die alten Büchsen, überhaupt alles alte Metall nur sammeln. Der Lehrer hat uns heute in der Schule davon erzählt, wie viele Millionen in jedem Jahre unserm Volke dadurch verlorengehen, weil Silberpapier, leere Tuben, Flaschenkapseln und Konservenbüchsen achtlos fortgeworfen werden und im Müll- und Schutthaufen verkommen.“ Hans, der Pimpf, mischt sich nun auch ein: „Jawohl, das stimmt! — Wir haben neulich auf dem Heimabend auch darüber gesprochen. Ich habe mir sogar was davon aufgeschrieben.“ Er kramt in seiner Tasche nach und holt sein Notizbuch heraus. Es ist nicht mehr ganz „fabrikneu“, aber mit einiger Mühe findet er doch ein paar Zahlen. „Weißt du, Mutter, was da so in einem Jahre verlorengeht? — 7000 Tonnen wiegt das Silberpapier, das ist eine schöne Menge.“ — „Mensch“, schreit Dietrich, der ein fixer Rechner ist, „das sind ja 14 000 Zentner!“ — Und als dann Hans noch hinzufügt, daß auch für etwa 6 Millionen Mark leere Tuben und Flaschenkapseln aus Metall verlorengehen, da ist auch Mutter überzeugt, daß im Haushalt nichts mehr an Metall umkommen darf. In der Küche wird eine Kiste aufgestellt; Hans und Dietrich aber wachen im Bewußtsein ihrer wichtigen Aufgabe darüber, daß alle Metallreste dort hineingetan werden.

Auch die Mädchen sind fleißige Sammlerinnen, Flaschenkapseln, Silberpapier und alles andere Altmetall gehören in die Sammelkiste, die in der Schulklasse steht



Wenn alle so gewissenhaft sammeln, kann die deutsche Jugend dem Volksvermögen Millionenwerte erhalten   Aufn. Knackmuß

Und was gibt es an einem Tage nicht alles zu sammeln! — Früh am Morgen geht's schon los. — Die Tube mit Zahnpaste ist leer. Sonst wurde sie in den Abfalleimer geworfen, jetzt kommt sie — in die Sammelkiste. Nach dem Kaffee steckt sich Vater die Morgenzigarette an. Es ist die letzte aus der Packung, und die leere Schachtel mit dem Aluminiumpapier darin will — wie immer — in den Papierkorb wandern — da sind die Jungen schon zur Stelle, und mit geschickten Fingern wissen sie Metall und Papier zu trennen. Das Metallblatt wandert in den Sammelkasten. Wenn das Papier sich einmal gar nicht vom Metall ablösen will, brennt Hans es ab. Das macht er sehr vorsichtig, damit er sich nicht die Finger verbrennt!

Nachmittags kommt Besuch. Die Tante hat dem kleinen Schwesterlein eine Tafel Schokolade mitgebracht. Voller Freude zerreißen die kleinen Finger die Papierhülle. Auch das blanke „Silberpapier“ wird nicht geschont. Zerrissen liegt es bald auf dem Teppich, Klein-Inge kümmert sich nur noch um den süßen Inhalt. Da stürzt auch schon Dietrich auf sie zu. Sie denkt, er will ihr die Schokolade wegnehmen und schreit —; aber der Bruder hat's diesmal nur auf das Silberpapier abgesehen. Mutter freut sich, wie ordnungsliebend der Sohn plötzlich geworden ist. Jedes Stückchen hebt er sorgfältig auf, um es dann der Sammelkiste einzuverleiben.

Abends spendiert Vater zu Ehren des Besuches eine Flasche Patenwein. Für die Kinder hat Mutter eine Flasche Apfelmost mitgebracht. Vater will gerade nach dem Korkenzieher rufen, da — bringt ihn Hans schon ganz von allein. Und dann gehen die Jungen dem Vater nicht von der Pelle. „Was habt ihr denn nur? — Was wollt ihr denn?“ — Und wie aus einem Munde schallt es ihm entgegen: „Die Flaschenkapseln!“ — Auch Vater ist schon über den Zweck der eifrigen Sammeltätigkeit der Kinder aufgeklärt worden. Ihm kommt es in den Sinn, daß dies ja eigentlich ganz im Geiste der Nürnberger Proklamation des Führers ist, denn wir müssen leider eine ganze Menge des verlorengehenden Metalls durch Einfuhr aus dem Auslande ersetzen. Das vermindert unser Volksvermögen. Wenn das Geld, das wir durch das Sammeln und Wiederverwerten des Altmetalls sparen, im Lande bleiben kann, können dafür Werkstätten geschaffen werden, die uns immer mehr vom Auslande unabhängig machen und dem letzten arbeitslosen Volksgenossen wieder Arbeit und Brot geben.

Bald war der Kasten in der Küche voll. — Was nun? — Hin und wieder kam ja mal ein „Lumpenmann“, der Lumpen, Papier, Flaschen und auch Altmetall kaufte, aber jetzt hatte er sich lange nicht sehen lassen. Hans wußte, wo er wohnte. Da ging er zu ihm hin, und schon am nächsten Tag kam der Altmetallhändler mit seinem Wagen angefahren. Er konnte bei Lehmanns eine stattliche Menge Altmetall abholen, denn Hans und Dietrich hatten nicht nur im elterlichen Haushalt, sondern auch im ganzen Hause und bei allen Verwandten und Bekannten dafür gesorgt, daß in jeder Küche ein Sammelkasten stand. Als der Händler mit seinem wohlgefüllten Handwagen abzog, konnte Mutter Lehmann schmunzelnd einige Mark in die Weihnachtskasse tun. — Für Hans und Dietrich aber war es die größte Freude, daß sie so dem Führer bei seinem Aufbauwerk helfen konnten. — Ich bin gewiß, daß nun in jeder Wohnung irgendwo ein Sammelkasten aufgestellt und fleißig gefüllt wird, dafür werden unsere Jungen und Mädchen schon sorgen.

Dr. R. Krause.

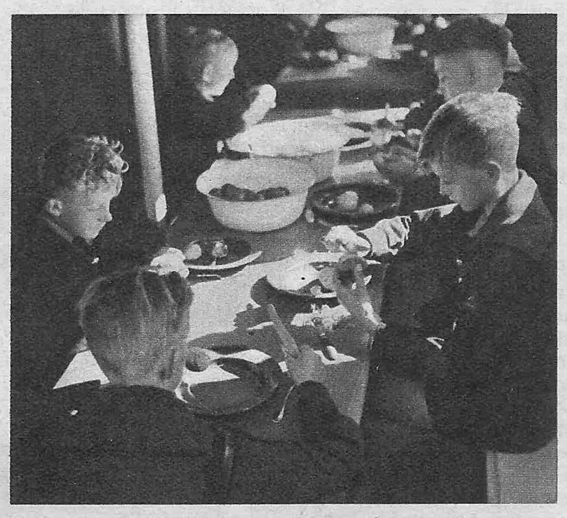
Auf der Fahrt von Mecklenburg nach Berlin macht das Schulheimschiff „Hans Schemm" kurze Rast in Bantzkow

Auf großer Fahrt mit dem Schulheimschiff „Hans Schemm"

Kreuz und quer durch deutsche Gaue.

In diesem Sommer sind über 1000 Jungen und Mädchen auf dem Schulheimschiff „Hans Schemm" mitgefahren. Die meisten brauchten nichts, die anderen nur sehr wenig zu bezahlen. Sie alle waren Gäste des NS.-Lehrerbundes, und dieser nahm das notwendige Geld zu einem großen Teil aus den „Hilf-mit!"-Überschüssen. So haben also alle „Hilf-mit!"-Leser geholfen, den tausend Kameraden Freude zu bereiten.

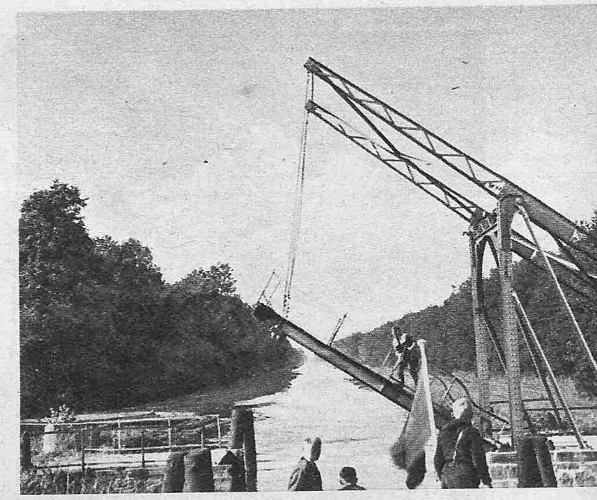
Nun nehmen wir mal eine Deutschland-Karte zur Hand und suchen Ingolstadt. Da, in der äußersten Nordecke des Gaues Oberbayern, an der Donau liegt es. Dort begann am 13. Mai 1936 die erste Fahrt des Schulheimschiffes. 54 Ingolstädter kamen an Bord, als erste von ganz Deutschland! „Schanzer" nennen sie sich nach den wuchtigen Schanzen der alten Stadt. Und besondere Kenner teilen sie ein in „Edelschanzer" und „Schanzerlumpen". Ehrensache, daß auf dem Schiff nur „Edelschanzer" waren! Bis Nürnberg durften sie mitfahren. Nach sieben Tagen kehrten sie wieder heim zu Muttern, und die nächsten kamen freudestrahlend mit vollbepackten Affen aufs Schiff. So ging es Woche für Woche. Jedesmal kamen andere deutsche Jungen als Gäste aufs Schiff. Doch halt, da fällt mir eben ein, daß wohl der eine oder andere ungläubig den Kopf geschüttelt hat, als ich Nürnberg erwähnte. Wie kommt man denn mit dem Schiff nach Nürnberg? Die Karte gibt uns Antwort, da entdecken wir den Ludwigskanal. Den haben wir benutzt, um von der Donau in den Main zu kommen. Für unser Schiff war's eine Qual. In 101 Schleusen wurde es hineinbugsiert, und ordentlich glücklich hat es aufgeatmet, als in Bamberg die freie Flußfahrt begann. In Mainz erreichten wir den Rhein. Anschließend fuhren wir unter der Losung „Wacht im Westen" bis nach Heilbronn am Neckar. Leider mußten wir wieder umkehren. Das schöne Neckartal lockte zwar zur Weiterfahrt, aber in Bingen und Köln und Münster wurden wir schon wieder sehnlichst von den Schulklassen erwartet, die die nächste Strecke mitfahren durften. In Minden verließen wir die Verbindungskanäle zwischen Rhein und Weser und stiegen durch die dreizehn Meter hohe Schachtschleuse ab zu diesem stillen, verschwiegenen Strom, den wir von der breiten, gewaltigen Mündung bis zum Weserbergland, der „Märchengegend" unseres Volkes, kennenlernten. — Und dann, und dann . . .! Wie kommt man von der



Mittagessen im Schiff.
Jeder pellt sich seine Kartoffeln selber



Eine große Sache.
Dem Steuermann macht es Freude, wenn die Jungen sich am Steuer erproben. Es muß doch schön sein, solch ein Schiff steuern zu können



Dunkle Wälder umsäumen die Ufer, eine alte Schleusenbrücke passiert; die Schleuse wird von der Schiffsmannschaft selbst be

Weser auf dem Wasserweg zur Elbe? Zu mitternächtiger Stunde begann in Bremerhaven diese „Wikingerfahrt", und am nächsten Morgen gegen 7 Uhr legten wir bei frischer Brise und herrlichem Sonnenschein in Cuxhaven an. Das war eine verwegene Fahrt mit unserem Schiffchen, bei dem von Seetüchtigkeit auch nicht die Rede sein kann. — Noch am selben Tag erreichen wir Hamburg. Und nun Volldampf elbaufwärts. Kurs Berlin, Olympische Spiele! In den ersten Augusttagen sind wir in der Reichshauptstadt angelangt, gerade noch zur rechten Zeit, um uns aus dem internationalen Getriebe 30 Engländer zu fischen, die nun mit 30 HJ.-Kameraden gemeinsam die nächste Fahrt antreten. Der Ruf der Olympiaglocke, die die Jugend der Welt vereinigen will zu friedlichem Wettkampf, wurde auf unserem Schiff zur Tat! In Dresden verlassen 30 restlos von Deutschland begeisterte Ausländer das Schulheimschiff. — Magdeburger, Berliner, Mecklenburger, Breslauer und Kurmärker stellen die letzten Belegschaften für den Rest der ersten Jahresfahrt.

Peter fährt nach Berlin.

Der Lehrer hat ein Schreiben der Kreiswaltung des NS.-Lehrerbundes erhalten. Darin steht, daß Schüler aus Mecklenburg mit dem Schulheimschiff „Hans Schemm" nach Berlin fahren können. Fahrt und Verpflegung sind umsonst. Es sollen nur Jungen mitfahren, die als erste der HJ. angehörten und aus kinderreichen Familien stammen. Peter Möller, der Sohn eines Forstarbeiters, gehört auch zu den 57 ausgewählten Jungen seines Gaues. Am Donnerstag, dem 10. September, soll er sich vormittags auf dem Schiff in Plau einfinden. Peter ist überglücklich. Ein paar Tage später kommt er traurig nach Hause. Die Fahrt ist verschoben. Aber dann kommt die Nachricht, daß er sich am Montag, dem 14. September, morgens 7 Uhr, auf dem nächstgelegenen Bahnhof einfinden soll; das Schiff fährt nicht von Plau, sondern von Schwerin ab. — Die Fahrt mit der Eisenbahn ist für Peter schon ein Erlebnis, denn noch nie hat der 14jährige Junge in einem Zuge gesessen. Auf dem Bahnhof in Schwerin trifft er mit den gleichalterigen Jungen aus den anderen Kreisen seines Gaues zusammen. Dann geht's in Dreierreihen mit Musik und Gesang zum Schiff.

An Bord werden die Tischplätze verteilt. Peter sitzt neben Jürgen aus Rostock und Klaus aus Krakow. Mit diesen hat er gleich Küchen- und Tischdienst. Bei der ersten Schleuse müssen sie an Land und Trinkwasser aus einem Brunnen holen. Von dem schönen Schweriner See geht es auf einem engen Kanal in das große Wiesengebiet der Lewitz. Das ist ein Naturschutzgebiet mit unendlichen Karpfenteichen, auf denen seltene Enten leben, die sonst nirgends in Deutschland vorkommen. In manchen Dörfern stehen am Ufer Schulklassen mit ihren Lehrern, die das Schiff sehen wollen. Die Fahrt auf der Müritz mit ihren großen Wellen und dem schaukelnden Schiff bringt unseren Landjungen Minuten des Bangens. Hochoben in der Luft aber kreuzen Flieger des nahen Flugplatzes. — Von der Havelschleuse Schorfheide aus schreibt Peter einen ausführlichen Bericht an seine Eltern, und dann ist endlich Berlin erreicht. Mit einem Autobus geht's durch die unendlich große Reichshauptstadt zum „Hilf-mit!"-Verlag, der die Jungen gastlich bewirtet. Dann geht's weiter zum Reichssportfeld, durch die großen Hauptstraßen Berlins mit ihren mächtigen Bauten, den vielen Denkmälern und tausenderlei Sehenswürdigkeiten. Unendlich viel hat Peter gesehen und erlebt. Wochenlang kann er zu Hause davon erzählen, und nie wird er diese erste große Reise seines Lebens vergessen.



Seemannsgeschichten machen allen Jungen Freude
Aufnahmen Dr. Weskamp



Im „Hilf-mit!"-Verlag werden die Einsendungen zum Wettbewerb „Volksgemeinschaft-Wehrgemeinschaft" besichtigt



Man muß nicht immer in einem Federbett schlafen; auf dem Schiff tut es die Hängematte auch. Herrlich schläft es sich darin



Am Endpunkt der Fahrt in Berlin.
Die Jungen aus Mecklenburg haben den „Hilf-mit!"-Verlag besichtigt und nehmen nun als Gäste des Verlages ihre Mittagsmahlzeit in der Kantine ein

Wikingerfahrt.
Wenn es auf Deck stillgeworden ist, stehen einige Jungen an der Reling, starren nach dem Ufer hinüber und denken vielleicht an die kühnen Männer, die einst große Seefahrten unternahmen, an die Wikinger, die lange vor Columbus mit ihren Schiffen den Weg nach Amerika fanden

Hochbau

Bei den Soldaten der Arbeitsschlacht

Von Karl Winter-Hoym

Durch dicke, stark gewölbte Brillengläser musterten mich kurz ein paar graue Augen. Ich fühlte die Blicke durch meine Kleidung dringen und die Muskeln und Sehnen meines Körpers prüfen. Der mich so musterte, war der Betonmeister; ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mehrere Tage alte, eisgraue Bartstoppeln starrten aus seinem Gesicht, unter dem Hut hervor strähte wirr graues Haar. Sein Anzug war von graugrünlicher Farbe, doch war dies nicht die ursprüngliche Farbe des Anzugstoffes, sondern sie stammte von der dicken, darauf abgesetzten Zementstaubschicht. Trotz seines Alters schritt der Betonmeister wie ein Junger, nur seine Knie waren schon etwas alterskrumm, doch alle seine Bewegungen wirkten jugendlich kräftig.

„Morgen früh um sieben", sagte er. Seine Stimme klang heiser, aber nicht kränklich heiser, sondern so, wie sie wird, wenn jemand dauernd lauten Lärm überschreien muß.

Ich war eingestellt. Das Ganze — Vorstellen und Mustern — hatte nicht eine ganze Minute gedauert. Der Betonmeister war nicht einmal stehengeblieben. So im Vorübergehen hatte er mich gemustert und eingestellt. Ich war ganz verblüfft, daß ich tatsächlich Arbeit bekommen hatte — Arbeit!

Mindestens eine Viertelstunde zu früh bin ich am anderen Morgen auf der Baustelle in der Baubude. Punkt sieben Uhr schrillt ein Trillerpfiff, und wir — meine neuen Kameraden und ich — drängen aus der Baubude. Draußen steht der graue und graugrüne Betonmeister. Er ruft die Namen auf. Jeder antwortet bei Aufruf seines Namens laut „Hier!" Ich bleibe übrig. Kurz sieht der Betonmeister auf, erkennt mich, nimmt meine Papiere, überweist mich einer Kolonne.

In dem grauen Nebel des trüben, regnerischen und naßkalten Wintermorgens steht eine Eisenkonstruktion: der Bau. Wir steigen die Leitern hinauf. Ohrenbetäubender Lärm kracht mit einem Male auf — von dort her — aus der Luft. Arbeitsanfang ist; die Niethämmer der Eisenkonstruktionsmontagearbeiter beginnen zu klakkern und knattern in rasender Schnelligkeit, in unhemmbarem Tempo.

Der Aufzug bringt Material in die Höhe. Die Hilfsarbeiter tragen uns die Bretter und Balken zu, und nun mischt sich unser Arbeitslärm von Sägen, Hämmern, Klopfen mit dem Klakkern und Knattern der Preßlufthämmer und wetteifert mit dem Tempo der Motoren der verschiedenen Apparate und Maschinen. Im Kreuzpunkt des Blickes unserer Augen steht unser Stück Arbeit. In Nerven und Blut dringt das Motorentempo. In Lärm und Arbeit verliere ich mich als einzelner — ich bin Hand, bin Auge, Arm, Muskel der schaffenden Kameradschaft am Bau. Aus dem wirren Durcheinander des Arbeitslärms wächst die gesetzmäßige Schönheit des Baues mit seinen Säulen, Streben, Trägern. Aus der Arbeit des einzelnen wird das Werk der Arbeitskameradschaft.

Frühstück unterbricht unsere Arbeit auf eine halbe Stunde. Wir richten uns auf wie im Erwachen aus tiefer Betäubung — wie aus einem Taumel. Besinnen uns, eilen die Leitern hinunter; ich fühle ein schwindelndes Leergefühl im Gehirn durch die plötzliche Stille. Wir essen — rauchen eine Zigarette. Und dann geht es wieder hinauf auf den Bau, und die Arbeit lärmt und klakkert und knattert, hallt, schallt und summt weiter.

Ein Aufschrei überkreischt sekundenlang den Arbeitslärm. Ein kurzer Blick zur Seite, nach unten. Vier, fünf Kameraden rennen auf einen zu einem wirren Knäuel verrenkten Menschen zu — greifen ihn, heben ihn auf, tragen ihn hinweg; schlaff hängen Arme und Beine. Ein Kamerad ist abgestürzt. Unser aller Augen aber bleiben haften an unserm Stück Arbeit. In der Richtung unseres Blickes stehen Nietkopf, Bohrmaschine, Bohrloch, Preßlufthammer, Winkelriß, Schnurschlag, Axthieb, Zeichnung, Säulen, Streben, Träger. Ein Kamerad ist gefallen! Weiter! Der Bau steht — wird immer stehen!

Die Nieter drücken den Hebel ihres Preßlufthammers und lassen ihn auf den Niet klakkern und knattern, daß er sich runde und sein Teil des Baues zusammenhält. Fest sind ihre Augen auf die Stelle gerichtet, wo der Preßlufthammer auf den Niet klakkert; wie einst als Soldaten des großen Krieges: fest das Ziel im Auge, die Hand am Abzughebel des klakkernden und knatternden Maschinengewehres. Wir sind die Soldaten der Arbeitsschlacht — und einer fiel soeben. Das ist das eherne Gesetz des Kampfes!

Mittagzeit ist. Dann hämmern, sägen, klopfen, schaffen wir weiter bis Feierabend. Jede Fiber, jeder Nerv zittert und summt, als Feierabend ist. Hände und Knie beben, und in der Magengegend ist eine lasche Leere, die nicht allein vom Hunger ist. Im ganzen Körper zittert ein Wunsch: Ruhe!

Nach der Mittagspause sind die Betonmaschinen in Betrieb gesetzt worden. Es wird betoniert, was wir eingeschalt — wozu wir die Form gezimmert haben. Der Betonguß muß in einem Zuge fertig, soll er halten und binden. Überstunden! Und der Körper, von dem man glaubte, daß er im nächsten Augenblicke vor Ermüdung umfallen würde, spannt sich zu neuer Aufgabe.

Die Maschinen kennen keine Ermüdung. Gleichmäßig knattern die Benzinmotoren ihr Tempo. Dem Tempo der Maschinen müssen wir folgen. In unserem Blute pulst Motorentempo.

Stunde um Stunde kommt aus der wesenlosen Ewigkeit in unsere tätige Gegenwart und vergeht wieder ins zeitlose Nichts. Wir arbeiten in immer sich steigerndem Tempo. Alle Gedanken kommen zum Stillstand. In mechanischer, rastloser Tätigkeit ist der Körper. Nur ein Gedanke steht still und starr und stur im Hirn: der Bau! Wir arbeiten jetzt nicht für Lohn, uns kümmert nicht der Unternehmer, uns schert nicht der Bauherr. Es gibt nur zwei Worte, die uns beherrschen: der Bau! In unseren Hirnen steht starr und unverrückbar das Bild des fertigen Baues; so soll er werden — so muß er werden! Wir schaffen! Keine Störung darf die Vollendung gefährden.

Und mitten zwischen uns unser Betonmeister. Da, eine Stockung — es klappt etwas nicht! Verdammt! Drauf — drauf — drauf; der Guß muß in einem Stück fertig.

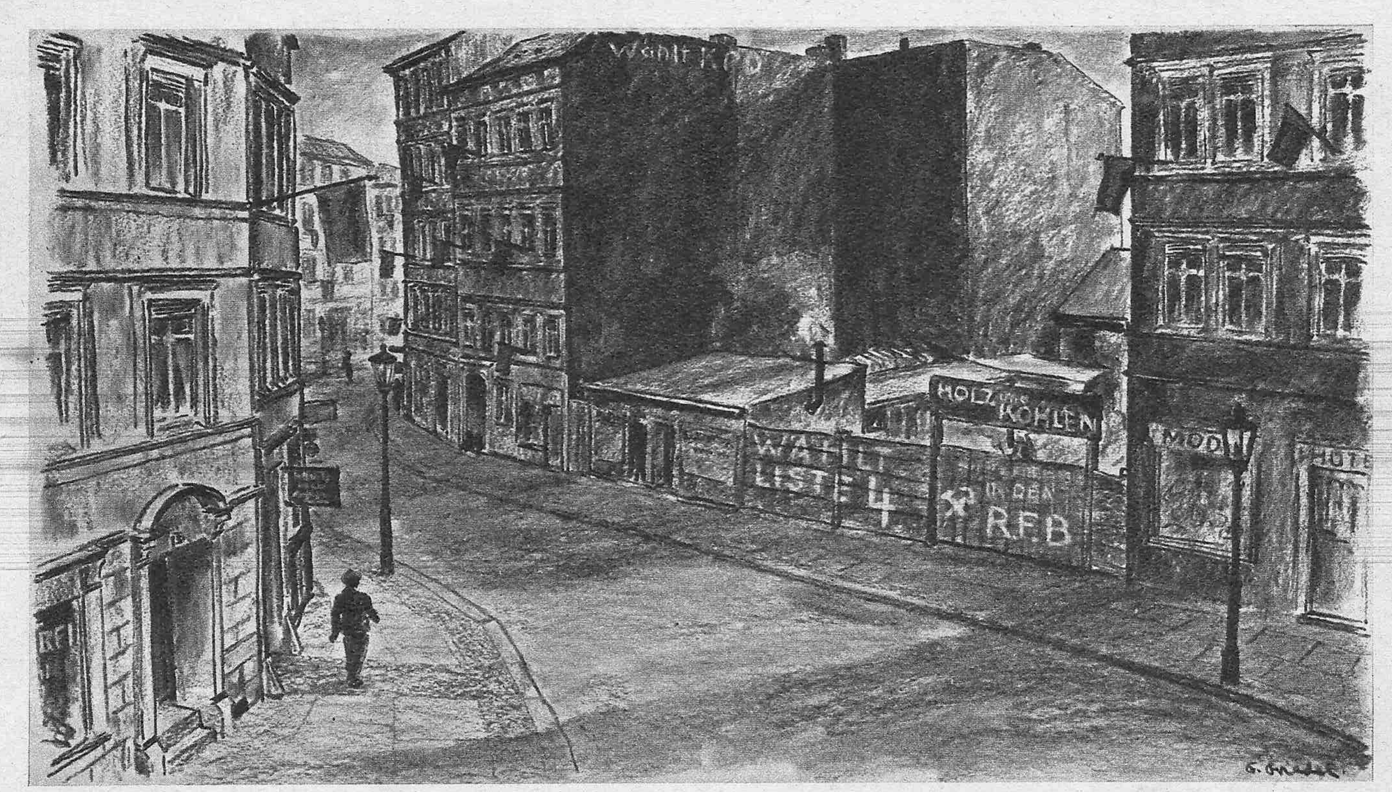
In uns ist Rausch. In unserem Blute jagt Motorentempo. Wir kennen uns nicht. Ich kenne mich nicht. Es gibt keine Namen mehr; es gibt kein Ich mehr! „Kamerad!" schreist du, und den du meinst von den vielen, er antwortet aus den vielen heraus „Kamerad!"

„Noch eine Stunde!" schreit der Betonmeister. Noch eine Stunde? Was ist das, eine Stunde? Sind wir nicht ewig hier?! Sind wir nicht in ewiger Bewegung?! Begann die Stunde einmal? Kann sie jemals aufhören?!

Noch eine Stunde. Der Betonguß ist fertig! Wir stehen einen Augenblick! Was sollen wir mit diesen Händen, diesen Armen anfangen? Wohin mit ihnen? Und langsam pocht das Tempo aus in unserem Blute und in unseren Nerven, und langsam weicht die Starre aus dem Gehirn — es denkt wieder. Noch ein Weilchen dauert es, ehe wir uns als einzelne voneinander aus der Arbeitskameradschaft lösen. Wie die Verbundenheit einer Festgesellschaft klingt es leise in uns nach.

Feierabend! Wie Trunkene taumeln wir von der Baustelle. Unsere Finger suchen unbewußt nach einer Zigarette in den Taschen.

Sechsunddreißig Stunden waren die Körper im Schaffen. Ich esse und habe das Gefühl, daß ich nie wieder satt werde. Und doch bin ich einmal satt geworden. Während dann der Körper ruht, dringt aus dem Lautsprecher ein Hörspiel von stolzer Arbeit: „Brückenbau!" von Heinrich Lersch, unserem und der Arbeit Dichter. Niethämmer klakkern und knattern aus dem Lautsprecher. Arbeit lärmt und hallt, schallt und summt. In meinem Blute pulst Motorentempo.



Zeichnung Friedel

Mietskasernen irgendwo

Roman einer Jugend / Peter Osten

Roman einer Jugend — nennt sich dieser Erlebnisbericht eines jungen Schriftstellers, der in den Jahren der Not den Weg zum deutschen Sozialismus fand. Seine Erlebnisse aber sind nichts eigenes, sondern es sind die Erlebnisse jener Jugend, die in den Vorkriegs- und Kriegsjahren geboren wurde und mit sehenden Augen hineinwuchs in die Zeit der deutschen Not und des tiefsten völkischen Niederganges. Das Schicksal des deutschen Jungen Hans ist das Schicksal der gesamten Jugend jener Jahrgänge, zumindest jener deutschen Jugend, die den Glauben an Deutschlands Auferstehung in sich trug.

Viele Jahre sind über das Land gegangen und Deutschland ist wieder eine Nation geworden, gleichberechtigt unter den Völkern der Erde. Jene jungen Kerle aber, die damals mit heißem Herzen und fanatischem Glauben für ihre Idee stritten, stehen heute mitten im deutschen Leben und erfüllen ihre Pflicht, so wie es ihnen ihr Herz und ihr Verstand gebietet. Ihnen zu danken wurde dieser Roman geschrieben. Er mag den neuen Kameraden den Weg ihrer jungen Vorkämpfer zeigen und darüber hinaus in Elternhaus und Lehrerschaft das Verständnis wecken für jene junge Generation, die von der Umwelt mißverstanden, verlacht und verhöhnt, in unerbitterlicher Härte für ihre Idee kämpfte und 21 junge Kameraden in die kühle Erde senkte.

Das Dritte Reich wurde erbaut auf dem Opfer- und Kampfeswillen der deutschen Jugend. Das darf nie vergessen werden. Die Jugend trägt das Leben und muß über Altes und Faules hinwegschreiten, wenn sie ihr Ziel erreichen will.

In jenen Mietskasernen, irgendwo in den Industriestädten, stand die deutsche Jugend auf und trat ihren Dienst an. Ein Befehl und ein Wille: Deutschland.

Wir bringen den Erlebnisroman „Mietskasernen irgendwo" in der Hoffnung, der Bewegung und ihren jungen Mitkämpfern zu dienen.

Die Schriftleitung.

Grell tönen die Schalmeien durch die Straßen Lichtenbergs. Haßgesang begleitet sie.

Der RFB. marschiert.

Graue Russenkittel, graue Sturmmütze. Rote Armbinde mit geballter Faust. Junge fanatische Gesichter neben alten verarbeiteten und verhärmten, voll Haß und Bitterkeit.

„Nieder mit der Bourgeoisie! Nieder, nieder!"

Hinter verschlossenen Fenstern stehen die verängstigten Bürger, und der Ruf der Demonstrierenden gellt ihnen in den Ohren: „Klassenkampf, Klassenkampf! Nieder mit der Bourgeoisie!"

Und der RFB. marschiert!

Die blutroten Fahnen mit Hammer und Sichel wehen aufreizend den schier endlosen Kolonnen voran. Arbeiter mit kargem Lohn. Junge Burschen, erwerbslos. Inmitten der Kolonnen Frauen mit Russenkitteln. An den Seiten laufen die Mädchen mit roten Kopftüchern und verkaufen. Laut klingen ihre Stimmen durch die Straße: „Die Rote Fahne. Das Kampfblatt der Werktätigen." — „Gegen Faschismus und SPD.! Sonderbroschüre für einen Groschen."

Hier und dort werden die Zeitungen und Broschüren abgenommen. Besonders eifrige Kommunistenmädel gehen in die Läden, und manch verängstigter Kleinhändler kauft die „Rote Fahne" und läßt sie dann schweigend hinter dem Ladentisch verschwinden. Er hat ja nicht nur kommunistische Kunden. Frau Mayer, die gerade ein Pfund Wurst kauft, meint nach scheuem Seitenblick auf die den Laden verlassende Kommunistin, seufzend: „Ja, ja, die Roten. Da waren früher doch bessere Zeiten."

Und der Ladenbesitzer zuckt ängstlich mit den Schultern, was so viel heißt: ich hab' 'nen Laden und darf keine Meinung haben.

Draußen fluten ungeheure Massen durch die Straßen. Voller Haß auf einen Staat, der ihnen nichts als Not und Elend bietet. Haß und Wut auf die besitzende Klasse, die auf den Schultern ausgebeuteter Proleten ein feistes, ruhiges Leben führt.

Tod der Bourgeoisie!

Es lebe das Proletariat!

Und ein Lied steigt auf, voller Haß, Inbrunst und neuer Gläubigkeit:

Völker hört die Signale!
Auf zum letzten Gefecht!
Die Internationale
Erkämpft das Menschenrecht!

*

An der Straßenecke stehen zwei Jungen und blicken den Anmarschierenden entgegen. Der eine von ihnen trägt sein schlichtes blaues Arbeitszeug, während der andere graue Hosen, Windjacke und Bärenstiefel trägt.

„Sieh mal, Hanne!“ stößt der erste den in der Windjacke an. „Hier marschiert det Proletariat! Weeste wofür? Für dich! Für uns alle! Für det Proletariat, die werktätige Bevölkerung Berlins! — — Und du? Du stehst so in der Weltgeschichte rum und looffst wie'n halber Stahlhelmer durch die Jejend!“

„Quatsch nich, Jochen“, antwortet der zweite, „ick und Faschist? Du hast wahrhaftig 'nen Stich ins Jrüne. Wo mein Vater im Krieg geblieben is, da soll ick unter die Kriegshetzer gehen? Nee, mein Lieber. Bei mir nicht der Film, verstehste! Knif. Kommt nicht in Frage!“

„Na, siehste, nun kommen wir uns ja schon bedeutend näher. Hanne, ick sage dir, ooch du jehörst zu uns, ooch du mußt bei uns in der Kommunistischen Jugend marschieren. Mensch, mach mit! Tritt ein in die KJJ. Bei uns is et jold-richtig!“

*

Näher und näher kommen die singenden Kolonnen. Von den grauen, öden Häuserfronten hallt ihr Lied zurück:

Es rettet uns kein höheres Wesen,
kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.
Uns aus dem Elend zu erlösen,
Können nur wir selber tun.
Leeres Wort: des Armen Rechte!
Leeres Wort: des Reichen Pflicht!
Unmündig nennt man uns und Knechte!
Duldet die Schmach nun länger nicht!

Oben an der Ecke Gürtelstraße schließen sich zwei Neue dem Zuge an. Einer im blauen Arbeitszeug zieht den anderen mit.

„Genossen, ein Neuer!“

„Rot Front!“

„Rot Front!“

„Hier haste 'ne Armbinde, damit de schnieke aussiehst, und nu dalli! Links, links, links!“

Hans marschiert mit dem RFB. Ein Jungprolet unter Jungproleten. „Völker, hört die Signale!“

Und der RFB. marschiert!

Nach dem großen Propagandaumzuge trennen sich die einzelnen Staffeln. Hans hat sich schon gut eingelebt. Er steht bereits mit allen auf freundschaftlichem Fuße.

Nach dem Umzug ist er einen Augenblick allein. Ein sonderbares Gefühl überkommt ihn. Es ist doch etwas Überwältigendes, mit Hunderten, ja Tausenden von Gleichfühlenden, Gleichleidenden für eine große Sache zu marschieren. Hans denkt an seinen gefallenen Vater und an die sich zu Hause sorgende Mutter.

Ob das auch alles recht ist, was er tut?

Ist er denn nun wirklich Kommunist?

Ob er wirklich hierhin gehört?

„Na, Hanne“, Jochen klopft ihm auf die Schulter. „Wie hat et dir jefallen? Det war jroß, nich? Und ick sage dir: det dauert nich lange, denn jibt et keene Hungerrepublik mehr, sondern nur noch een Sowjet-Deutschland. Det is meine Meinung, und darum bin ick vorige Woche in de KJ. jejangen.

Kiek mal, Hanne! Du jehst zwar uff de hohe Penne; aber deine Mutter muß doch jenau so schuften, wie wir alle. Von die paar Kröten, die de Hinterbliebenenfürsorge an euch zahlt, könnt ihr doch nicht leben. Det is doch zum Leben zu wenig und zum Sterben zu ville!

Aber Quatsch, wat rede ick mir denn in Bejeisterung. Det is doch klar, det de zu uns kommst. Heute abend is 'n Abend von die KJ. bei Schurichen. Du kommst doch mit?“

„Klar, Mensch!“ Hans ist beruhigt. Ja, hier steht er richtig. Mit der gesamten deutschen Arbeiterschaft für ein Sowjet-Deutschland. Für Arbeit und gerechten Lohn! Freiheit, Gleichheit und Solidarität!

*

Schurig ist eine kleine, dumpfige Kneipe am Wiesenweg. Über ein paar Eisenstufen gelangen Hans und Jochen ins Innere. Der Schenktisch ist dicht belagert von den ermüdeten Demonstranten. Dicke Rauchschwaden und lauter Lärm füllen den Raum.

Hier und da werden die beiden begrüßt. Einer klopft Jochen auf die Schulter. „Na, Jenosse, haste dir schon einjelebt?“ „Klar, Mensch, und 'nen Neuen hab ick ooch schon jeworben. Der tritt heute noch ein. Er hat schon feste mitdemonstriert!“

„Na, Mensch, denn man rin! Solche wie du brauchen wir.“ Boxerneese, ein wüster Schlägertyp, bufft Hans freundschaftlich in die Rippen.

„Hauptsache, du bist echt — und wenn nich, denn . . .“

„Du mußt wissen“, klärt Jochen seinen Freund auf, „Boxerneese hat unter anderem noch den Namen „Faschistenpaule“. Er führt nämlich die Rollkommandos gegen die Arbeitermörder. Und wehe dem, der in seine Finger gerät.“

Hans lacht: „Na, das kann uns ja nicht passieren.“

*

O Büxenstein, o Büxenstein,
Spartakus sein — heißt Kämpfer sein.
Wir hab'n gekämpft bei Büxenstein,
und dafür sperrt man uns ins Zuchthaus ein.

Hinten im Vereinszimmer ist der „Abend“ der KJ. . . . Burschen und Mädel sitzen durcheinander. Der Raum ist gerammelt voll. Hans und Jochen grüßen mit erhobener Faust, und alles antwortet mit „Rot Front“. Vorn, dicht bei Funktionär Bachfeld nehmen die beiden Platz. Bachfeld, ein breiter, robuster Kerl, Kohlenträger von Beruf, ist gerade beim Eröffnen des Abends. „Jenossen“, sagt er, „eben habt ihr das Lied Büxenstein gesungen und habt damit eure Solidarität mit den jefallenen Jenossen bekundet. Die waren Arbeiter, und wir sind Arbeiter. Die sind von den Noske-Hunden erschossen worden, weil sie an unseren Sieg glaubten. Wir werden es wahr machen, unser „Sowjet-Deutschland“. — Rot Front!“

Wieder antworten alle.

„Ich erteile dem Jenossen Löwy das Wort. Er spricht über „Wir und der Faschismus“.“

Genosse Löwy, ein kleiner, schmalbrüstiger junger Mann mit schwarzen Locken und melancholischen Augen erhebt sich und redet. Er spricht vom Faschismus und seinen Trabanten. Er schildert die Macht des „nationalen Börsenkapitals“, zieht über die „Stahlhelmdirektoren“ her, berichtet über „Greuel“ aus dem faschistischen Italien und stellt demgegenüber die große Aufgabe der Dritten Internationale: Arbeiter aller Länder vereinigt euch. Gegen „Faschismus und Reaktion. Für die Weltrevolution.“

Mit blanken Augen lauscht Hans den klingenden Phrasen des Parteiredners. Die Umwelt versinkt vor den großen, neuen Ideen, die der Genosse Löwy verkündet. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Der Redner schließt mit den Worten: „Genossen, der Tag der Weltrevolution ist nicht mehr fern. Vielleicht werden uns die kommenden Tage schon auf den Barrikaden sehen.“

Der Leiter dankt dem Redner. Dann singen alle noch einmal das Büxenstein-Lied:

O Spree-Athen — o Spree-Athen,
viel Blut, viel Blut hast du gesehen,
in deinem Friedrichsfelde ruht
so manches tapfere Spartakusblut.

*

Erst in der späten Nacht gehen alle auseinander. Ein klein wenig angeteert vom spendierten Bier. Summend steigt Hans die vier Treppen zu seiner Wohnung hoch, schließt behutsam die Tür auf, schleicht auf Socken in die Stube, packt sich ins Bett und schläft. Ein Jungprolet voller Idealismus und Glauben.

Und doch wird er bitter enttäuscht werden.

*

Mehrere Wochen sind seit jenem Abend vergangen. Mit der Zeit hat Hans gemerkt, daß bei der KJJ. nicht alles so schön und ideal ist, wie es von draußen aussieht. Mehr und mehr ekelt ihn das widerliche Treiben der KJ.-Veranstaltungen an. Auf seine Einwürfe bei Bachfeld hatte der ihm geantwortet: „Mensch, nun schmeiß dir man nich weg! Laß die sich doch vergnügen! 'ne kleene Freundin braucht jeder. Und wenn bei uns nich jenau die Grenze eingehalten wird, dafür sind wir doch Proleten. Revolutionäre.“ Schweigend hatte Hans zugehört und sich dann, als er sich beruhigt, abgewandt. Eine Aussprache mit Jochen gab ihm neuen Mut. „Sieh mal Hanne“, hatte der zu ihm gesagt, „wir Jungproleten wollen nicht kleinlich sein. Gewiß ist nicht alles so, wie es sein soll. Aber das wird sich ja alles ändern, wenn das Jungproletariat erst gesiegt hat. Die proletarische Selbstdisziplin wird diese Mißstände beseitigen. Ich glaube an die Sowjetunion und ihre Aufgabe.“

*

An einem Freitag war auf der Weberwiese eine Massendemonstration des roten Berliner Ostens. Der RFB. und die KJJ. waren mit riesigen Transparenten durch die Straßen Lichtenbergs gezogen, und ihre Rufe gellten den Feinden des Proletariats in den Ohren.



Die Menschen flohen durch die Straßen — Zeichnung: Friedel

Die Polizei hatte sich ziemlich anständig verhalten, und alles schien gut auszugehen. Die Kolonnen waren zum Abmarsch bereit. Ein Lied klang auf:

Schon bei den ersten Worten waren zwei junge Schupos auf den Anführer des RFB. gestürzt und hatten ihm mitgeteilt, daß das Singen des Liedes sofort zu unterbleiben habe. Der aber hatte ihnen ins Gesicht gelacht: „Verbietet es doch selbst, ihr Arbeitermörder!" Darauf drangen die beiden auf ihn ein, um ihn zu verhaften.

Der RFB. schlug sie rücksichtslos zusammen.

Von allen Seiten stürzten sich jetzt die Polizisten mit gehobenem Gummiknüppel auf die Demonstranten. Rufe, wie „Arbeitermörder", „Bluthunde", „Severingfaschisten", gellten über die Weberwiese.

Der Gummiknüppel raste.

Männer, Frauen, Burschen, Mädel, Kinder, Krüppel, alte Mütterchen.

Vor keinem machte er halt. Die Menschen flohen durch die Straßen. Hans und Jochen rannten die Frankfurter Allee entlang. Am Warenhaus Tietz stellte sich ihnen eine Polizeikette entgegen. „Verdammt", knurrte Jochen, „jetzt heißt es schnell handeln." Mit eingezogenem Kopf rannten beide gegen die Polizisten an. Ein Hieb sauste Hans über die Schulter: „Verfluchter Hund!"

Zwei Jungarbeiter flohen vor den Schergen des Systems. Volksgenossen verfolgen Volksgenossen. Hungernde und leidende, vom Marxismus fanatisch aufgepeitschte Jungarbeiter müssen vor jungen Polizisten fliehen, die genau so leiden und darben wie sie, aber durch ihren Diensteid gezwungen sind, brutale Schergen einer volksfremden Regierung zu sein.

*

Abends trifft sich die KJI. wieder bei Schurig. Wilde Debatten, erregte Worte füllen den Raum. Einer teilt mit, daß der „Hauptmann Bachfeld" verhaftet sei. „Doch die beeden Neuen, den Jochen und den Hanne habense wahrscheinlich jeschnappt. Ick sah jerade, wie die der Polente oben bei Tietz in de Arme jerieten. Det jibt bestimmt 'nen dicken Kahn (Gefängnis)."

Kurz danach trafen die beiden jedoch ein und Jochen erzählte: „Bei Tietz habense uns eingeholt und richtig maßgenommen. Hanne hat 'n Schlach über die Birne bekommen, det er ohnmächtig zusammenjefallen is, und dann habense uns verfrachtet. Wir ham aber Schwein jehabt. Oben an der Gürtelstraße hat die Kampfstaffel Friedrichsfelde nochmal Klamauk jemacht. Die Schupo also runter vom Wagen und auf unsere Jenossen los! Na, und wir sind eben inzwischen jetürmt!"

Jochen lacht Hans an: „Junge, Hans, det war eene Sache. Jloobste nu, dette bei uns an der richtigen Stelle bist?"

Dann sprang er auf den nächsten Tisch. Gell schrillte seine Stimme durch das Lokal: „Jenossen! Uns kann keener. Es lebe das Proletariat. Es lebe die Weltrevolution! Rot Front!"

Der Raum hallte wider vom Rufen aller. Hans stimmte begeistert ein.

*

Wieder kommt Hans froh und begeistert nach Hause. „Mutter", sagt er, „Mutter, ich glaube, es wird bald alles besser werden. Nicht mehr lange werden die Kapitalisten da oben in der Regierung die Armen ausbeuten dürfen. Wenn erst einmal wir die Straße erobert haben, dann jagen wir die Bonzen und Verräter zum Teufel. Glaube mir das!"

Mutter Gersdorf sieht ihren Jungen nur ernst an und sagt fast gar nichts. Nur ein paar Worte: „Junge, wenn du nur nicht enttäuscht wirst. Ich glaube nicht an die Phrasen deiner Partei. So haben sie bisher alle gelogen. Wenn sie dann nachher in der Regierung saßen, haben sie alle, keiner machte eine Ausnahme, sich nur die Taschen vollgestopft und vergessen, daß wir sie gewählt haben."

Hans aber hört nicht auf die Worte seiner Mutter, die ihn still und duldsam seiner Wege gehen läßt und im tiefsten Herzen Gott bittet, ihrem einzigen Sohn beizustehen in Not und Gefahren.

„Ich glaube an die KPD.", sagt Hans und vertieft sich in das Broschürenmaterial seiner Partei, der er unbedingtes Vertrauen schenkt. Er kennt zwar nicht ihre Ziele, ihr Programm in allen Einzelheiten. Aber das, was er auf den Versammlungen und Abenden hört, das findet den Weg zu seinem gläubigen Herzen. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wollen wir", hatte damals der Genosse Löwy gesagt. „Gerechtigkeit für alle, die Macht der Arbeiterklasse!" Das waren Worte, die hatte Hans Gersdorf behalten, und an die glaubt er.

*

„Gersdorf! Deine Leistungen lassen nach." Heute hatte der Lehrer ihm dies vor versammelter Klasse gesagt und dabei angedeutet, daß es so nicht weitergehen könne. „Wenn du so weitermachst, dann bleibst du zu Ostern sitzen. Richte dich danach!"

Auf dem Heimweg klingen Hans immer noch diese Worte im Ohr: „. . . bleibst du sitzen." Das bedeutet viel, sehr viel für ihn und seine Mutter. Fünf Jahre hat ihn die Mutter nun die höhere Schule besuchen lassen. Ihr Junge sollte einmal vorwärtskommen im Leben, sollte etwas Besseres werden und es leichter haben wie sie, die sich, seitdem der Vater im Krieg gefallen, recht und schlecht durchs Leben darbte. „. . . bleibst du zu Ostern sitzen."

Nein, das darf nicht sein. „Ich muß versetzt werden", laut sagt es Hans vor sich hin. „Ich muß — und wenn mir der Kopf vom vielen Lernen platzt."

Sofort aber taucht eine neue Frage auf.

Lernen und Schularbeiten machen, ja, sehr schön. Was wird nun aber aus der vielen Parteiarbeit, aus den Versammlungen, den Abenden, den Demonstrationen?

Ich werde Bachfeld fragen, beschließt Hans, werde ihm sagen, daß ich vorwärtskommen will im Leben. Er soll mich vorläufig, bis Ostern nur, von der Arbeit befreien. Sicher wird er das tun, denkt Hans. Je mehr ich lerne, je mehr ich kann, desto besser kann ich doch der Partei dienen, desto mehr kann ich doch für sie arbeiten und leisten.

Am Abend, kurz vor der Rede des Genossen aus dem Karl-Liebknecht-Haus, spricht Hans mit Bachfeld. Er versucht ihm klarzumachen, wie notwendig es sei, daß er sich auf den Hosenboden setze und das Versäumte umgehend nachhole.

Bachfeld hat dafür jedoch kein Verständnis.

„Quatsch!" sagt er. „Lernen? Du bist wohl verrückt. Ausgerechnet jetzt, wo in den nächsten Tagen die „Antifaschistische Aktion" steigt. Nee, mein Lieber, det jeht nich. Du willst dich doch bloß drücken. Det mit dem Lernen is doch ne faule Ausrede. Sowat jibs ja janich."

Umsonst versucht Hans den Bachfeld zu überzeugen. Jedoch es ist sinnlos.

„Nee, nee, mein Lieber", lacht der. „Kneifen kommt nicht in Frage. Du bist doch sonst nicht feige." Damit schiebt er ihn in das Vereinszimmer, wo gerade der Genosse aus dem Karl-Liebknecht-Haus sein Referat „Nie wieder Krieg" beginnt.

(Fortsetzung folgt.)

Mit der Bracke

Von Franz Graf Zedtwitz

Als der Jäger Reinhold zur Flinte greift, stößt die alte Bracke, der Rüde Loki, ein helles Gekläff aus. Sie weiß ganz genau, daß es nun hinausgeht in die Waldhügel und daß sie dort treiben darf, was sie am liebsten mag, hetzen nämlich.

Deshalb springt Loki in wilden Sätzen in der Stube herum. Der weiß- und braungescheckte Körper tanzt auf den dürren Läufen mit den langen Branten (Pfoten), die den Hund so unermüdlich durch den Wald tragen können, stundenlang in Trab und Galopp. Die langen Behänge (Ohren) flappen und flattern, der Schwanz mit der lustigen weißen Spitze schlägt aufgeregt hin und her.

„Aber Loki", verweist ihm der Jäger sein Benehmen, „so alt und noch so albern! Von deinem Sohn, von Greif, nimmt es mich nicht wunder, aber von solch altem Rüden wie von dir ist es doch reichlich kindisch!"

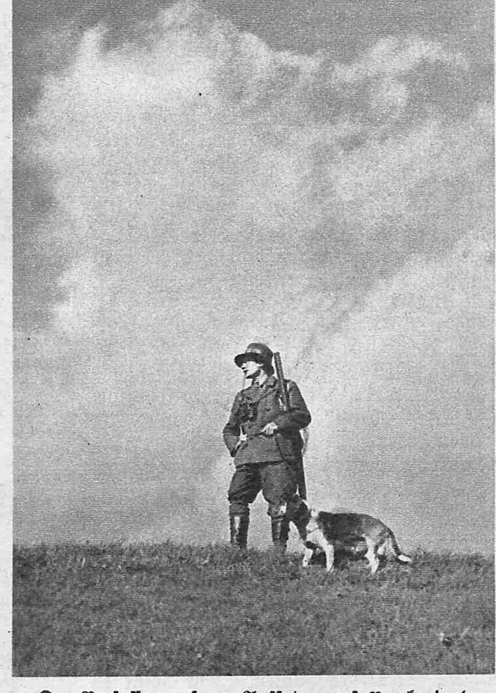
Und tatsächlich springt nun auch der junge Greif, der sein erstes Jahr eben vollendet hat, tolpatschig mit dem Vater in der Stube herum. Er ähnelt dem alten Hund wie ein Ei dem anderen, bloß sind die Flecken auf seinem Körper ein wenig anders verteilt.

Der Jäger bückt sich und koppelt beide Hunde an die Halsung an, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß sie hinter den ersten besten Hasen auf und davon gehen. Nun schnallt er noch den Patronengurt um und hängt sich den Rucksack über. Dann geht es hinaus.

Die beiden Hunde hecheln aufgeregt, der Alte wie der Junge. Sie winseln und quienen, sie zerren und drängen. „Ich bin bloß neugierig, wie sich Greif im Revier verhalten wird", denkt der Jäger. Der junge Hund hat noch nie gehetzt. Heute soll er es zum ersten Male tun. Ob er eine gute Nase hat? Die Nase ist für eine Bracke alles, sie muß ja der Hasenspur, wenn es nötig ist, stundenlang folgen können, bis der Langlöffel vor den Schuß gekommen ist. Und ob Greif Laut gibt (bellt)? Nur eine Bracke mit lockerem Hals ist brauchbar, sonst weiß der Jäger nicht, wohin die Jagd geht. Hoffentlich ist er auch so rehrein wie sein Vater, denn erst eine Bracke, die sich nicht um Rehe kümmert, ist wirklich etwas wert. Nun, das alles wird sich zeigen.

Da und dort stößt Loki die feuchte Nase auf den Boden und holt hörbar Atem. Hier verläuft eine alte Spur, hier hoppelte nachts ein Hase durch die Felder. Und siehe da, der junge Greif macht es genau so. Er tupft mit der Nase auf den Boden, er runzelt seine Stirne, und seine braunen Augen sehen nachdenklich und gierig in einem zu Boden, dahin, wo der Mensch mit all seiner Klugheit nichts entdecken kann. — Die Fichten am Hügelhang stehen starr und hoch im Rauhreif; es ist ein kalter und trockener Tag, gut für die Hunde, die dann nicht so leicht ermüden wie an nassen oder heißen Tagen. Während der Mann mit der Koppel (mehrere Hunde sind eine Koppel) dahinwandert, überlegt er, wie er die Jagd anpacken soll. Dort, hinter dem lichten Stangenholz, dehnt sich die junge Kultur, wo noch viel Gras zwischen den Jungfichten steht. Dort sitzen die Hasen gerne, denn sie finden hier Windschutz und Sonne, warmes Gras und gute Äsung in einem.

Nun, der Jäger Reinhold brackiert nicht zum ersten Male, und so weiß er, daß er sich am besten oben auf dem Rücken des Hügels über der Kultur anstellen wird, denn die Hasen, die vor den Hunden rege werden, flüchten oft dort hinaus und in die ältere Schonung hinein. Manchmal hoppeln sie dann auch ein ganzes Stück auf der Sohle des eingeschnittenen Weges dahin, ehe sie mit einem Satz in den grünen Büschen verschwinden.



Der Verfasser unseres Aufsatzes auf Brackenjagd

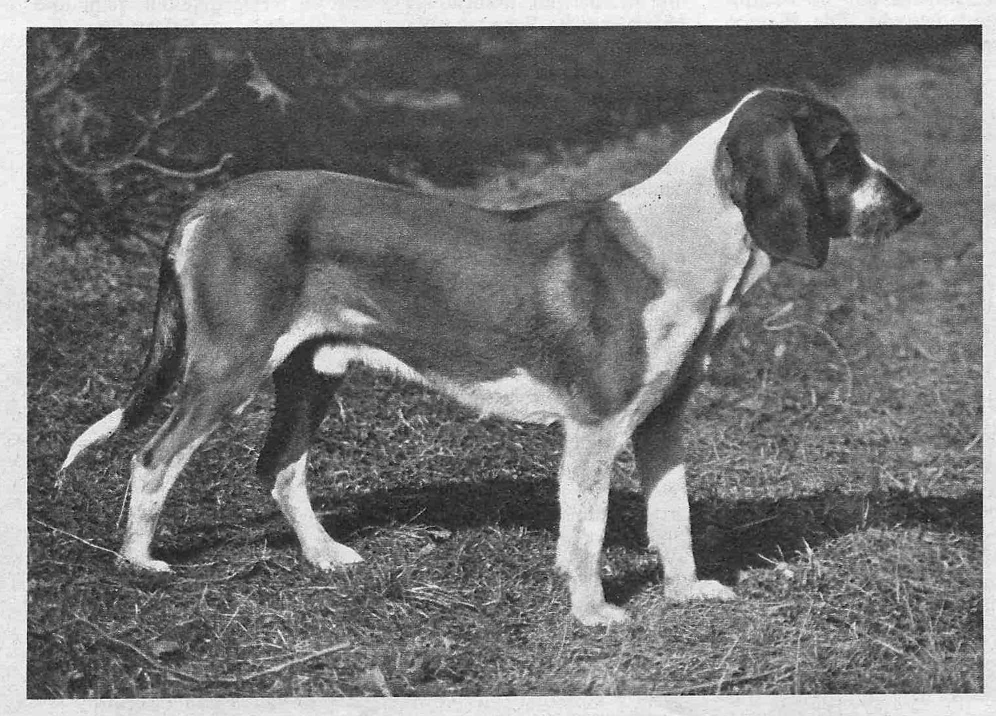
Da sucht er sich einen Stand mit gutem Ausschuß nach allen Seiten, dann beugt er sich nieder und streift den Hunden die Halsungen (Halsbänder) über den Kopf. „Such schön, mein Hund, such schön!" feuert er sie an. Loki ist mit einem einzigen Sprung in der jungen Schonung verschwunden, zu der ihn die Hand des Jägers wies. Der junge Greif zaudert, denn er weiß noch nicht, was er soll; doch dann rafft er sich auf und folgt dem Vater.

Ruhig steht der Jäger; der Wind weht knisternd durch die gefrorenen Zweige; ein paar wandernde Meisen pinken. Von beiden Hunden ist nichts mehr zu hören; die suchen im Dicken.

Da tönt es dunkel und hastig: „Hau-hau-hau", Loki gibt Hals, Loki hat gefunden. Der Boll (das Bellen) reißt nicht ab, die Bracke hetzt, sie hat sich auf die Spur des Hasen geheftet und läßt nicht mehr locker.

Reinhold merkt mit Bedauern, daß sich die Hatz entfernt, denn die Töne klingen von immer weiter her. Dann aber lacht er, denn auch Greif fällt ein, auch Greif gibt Hals und hetzt. Ohne Lehrzeit hat ihn das Blut seines Vaters gezwungen, das zu tun, was seiner Rasse eigentümlich ist.

Der Mann nickt, denn beide Hunde kläffen nun hinter dem Hasen her, nicht zu schnell und nicht zu langsam, und dann nickt er nochmals und nimmt die Flinte in beide Hände, denn die Hatz dreht sich und hält auf ihn zu. Noch sind die Hunde gewiß hundert Gänge entfernt, da knistert es im Gras und der Hase fährt halbflüchtig heraus, eräugt den Mann und legt die Löffel an, während er seine Geschwindigkeit steigert. Aber es nützt ihm nichts mehr, denn der Schuß hallt auf



Der Rüde Loki, eine deutsche Bracke

Aufnahmen Zedtwitz

und schneidet seine federnden Fluchten ab, daß er kopfüber geht und in eine Fichte hineinrollt. Aus!

Da kläffen die Hunde heran, voran Loki, dicht hinter ihm Greif, die Nasen am Boden, bellend, wie es sich gehört. Sie prallen in den Hasen hinein und packen zu, aber nur spielerisch. Dann ist Reinhold heran, nimmt den Hasen auf und liebelt sie ab.

Soweit ist der kleine Greif also in Ordnung, alles andere bringt die Übung. Aber Reinhold möchte gerne wissen, ob er auch rehrein ist wie sein Vater. Nun, Rehe stehen ganz gewiß in der großen Schonung, sie flüchten meist durch die Stangen, und wenn man sich dort aufbaut, so kann man leicht feststellen, was der Hund auf ihren Fährten beginnt. So halst der Jäger die Hunde wieder an und geht mit seiner Koppel ins Stangenholz. Dort sucht er sich am Schonungsrande seinen Stand aus und läßt die Bracken los. Und wieder verschwinden sie im Walde.

Diesmal dauert es länger, ehe die Hunde einen Hasen finden. Einmal erscheint Greif am Schonungsrande und äugt quienend nach seinem Herrn hin, hält sich aber nicht weiter auf, sondern verschwindet gleich wieder. Und dann poltert es. Eine Ricke prellt bis in die Randbüsche hinein, äugt zurück und trollt, gefolgt von ihrem Kitz, durch die Stangen davon. Aber kein Hund wird laut! Das ist ein gutes Zeichen; als aber Greif abermals mit tiefer Nase erscheint und die Rehfährten kreuzt, ohne ihnen mehr als ein flüchtiges Stutzen zu widmen, ist Reinhold ganz zufrieden. Rehrein ist er also auch!

Da hetzt er an! Ob er doch ein Reh vor sich hersprengt? Es wäre bei solch jungem Hunde verzeihlich. Nein, tatsächlich, es ist ein Hase. Reinhold fährt mit dem Flintenlauf mit, schießt, fehlt, schießt nochmals und sieht den Hasen ärgerlich entschwinden. Zu dumm, der Hase hat im zweiten Schuß deutlich geruckt, er ist angeschossen. Was nun? Der Hühnerhund, der verloren apportiert, blieb zu Hause.

„Greif, komm her, Greif!" ruft der Mann; aber der junge Hund läßt sich nicht abrufen, er bleibt auf der Spur. Wenn er den verendeten Hasen findet, so kann es leicht sein, daß er ihn anschneidet (anfrißt), und das wäre eine sehr üble Sache! Solch eine schlechte Gewohnheit ist bei einer Bracke sehr schwer wieder auszumerzen.

Der Boll verklingt im Walde; so schnell als möglich läuft der Jäger hinterher, um nach Möglichkeit das Schlimmste zu verhüten. Da bricht der Hetzlaut ab, es ist nichts mehr zu hören als das Rauschen des Waldes. Was nun?

Aber was ist das? Da klingt es, laut, ruhig und ganz dunkel: „Gauf-gauf-gauf!" Das ist nicht Hetzlaut, das ist Standlaut! Noch kann der Mann seinem Glück nicht trauen, aber als er heranpürscht, sieht er ein herrliches Bild: Neben dem verendeten Hasen steht Greif und verbellt die gefundene Beute tot! Das ist eine Perle, dieser junge Hund!
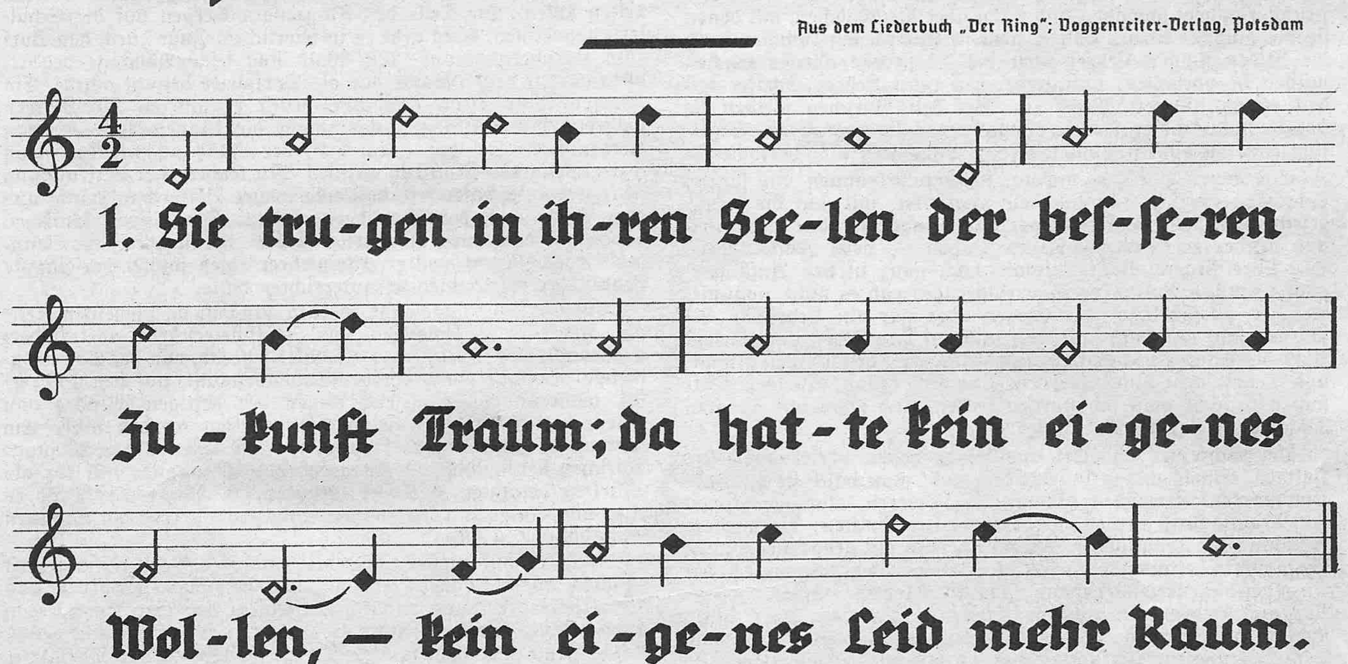
Überglücklich liebelt ihn Reinhold ab. „So schön, mein Hund, gib Laut, mein Hund!", spornt er ihn an. Das ist ein Totverbeller, eine Bracke, bei der kein angeschossenes Stück verlorengeht. Loki ist es nicht, aber Lokis Vater war es. Vom Großvater hat der junge Hund diese wertvollste Eigenschaft ererbt.

So kommt es, daß ein glücklicher Jäger und zwei zufriedene Hunde mittags heimwärts schreiten, nachdem noch ein dritter Hase zur Strecke gekommen ist bei der schönsten deutschen Herbstjagd, der Brackade.

Deutschlands Tote

Worte: Maria Kahle
Weise: Ernst Lothar v. Knorr

Aus dem Liederbuch „Der Ring"; Voggenreiter-Verlag, Potsdam



2. Sie sahen ein Volk von Brüdern, geeinigt und heldisch und frei;
da mochten sie nicht mehr fragen, ob Sterben bitter sei...

3. Sie gaben ihr junges Leben und wollten nicht rückwärts seh'n;
ihr letzter Herzschlag glühte: Deutschland, Deutschland muß besteh'n!



Vorn der Sohn des Steinbrucharbeiters und Segelfliegers Bieber,
der einfach die Kühe aus dem Stall holt und das Segelflugzeug der Kameraden zum Hang schafft

Erwin Ibing: Das fliegende Dorf

Fünf Mann zimmern ein Segelflugzeug

Schon längst hat der Hütejunge die rotbraunen Kühe von der Hirzenhainer Weide heimgetrieben. Feierabend ist es; die jungen Bauernburschen stehen unter den beiden Linden an der Dorfstraße, rauchen, schwätzen und ulken über die Mädchen, mit denen sie die nächste Kirmes halten wollen. Unterdessen kommen auch die beiden jungen Lehrer über die Dorfstraße. Große Sachen müssen sie vorhaben; ununterbrochen redet Lehrer Schäfer auf den etwas stilleren Moos ein. Bei den Burschen bleiben sie stehen, und Schäfer meint: „Jetzt fangen sie überall an, Segelflugzeuge zu bauen. Wollen wir es nicht auch mal versuchen?"

Ein Wort gibt das andere, schließlich kommen ein junger Schmied, ein Schreiner und ein Elektriker mit auf die Junggesellenbude von Lehrer Moos. Zeichnungen werden entworfen und wieder zerrissen. — Neues Papier — neue Zeichnungen! Die Segelfliegerei steckte damals noch ganz in den Anfängen. Pläne für den Bau eines Segelflugzeuges gab es nicht, noch viel weniger ausführliche Anleitungen oder gar ein Lehrbuch. So sind die fünf ganz auf sich selbst und auf ihre Ideen angewiesen. Aber die Sache ist ja einfach: jedes Flugzeug besitzt einen Rumpf und Tragflächen und außerdem eine Steuerung. An diese Tatsachen braucht man sich nur zu halten, und schon am nächsten Tage geht's ans Werk.

Der Schreiner schneidet aus seiner besten Kiefernbohle die Holmen. Etwas massig fallen sie ja aus; man hätte sie auch als Dachsparren verwenden können. Die Spieren, also die Rippen der Tragflächen, werden aus Brettern geschnitten; die vordere Rundung der Tragflächen aber würde man mit gebogener Pappe schon richtig herausbekommen. In Schäfers Wohnung werden die einzelnen Steuerteile gebaut. Das ist nicht so einfach. Heftige Auseinandersetzungen gibt es zuweilen. Langsam aber sicher schreitet die Arbeit vorwärts. Die Gastwirtschaft Stoll stellt eine leere Scheune zur Verfügung, das ist von nun an die Werkstatt; hier soll der kühne Wolkensegler zusammengesetzt werden. Zunächst geht es an den Rumpf. Mit viel Nägeln, Holzschrauben, Eisenbeschlägen und Aluminiumdraht wird ein gewaltiges Lattengerüst zusammengezimmert. Dann kommen die Tragflächen an die Reihe, und schließlich wird das Höhen- und Seitensteuer eingebaut. Stolz sind die fünf Männer auf dieses Ungetüm, und selbstverständlich ist es ihnen, daß man damit fliegen kann.

Eine Mordsschufterei war es ja gewesen, denn man hatte nur die freien Abend- und Nachtstunden zur Verfügung. Außerdem war es während der Wintermonate hundekalt in der zugigen, ungeheizten Werkstatt.

Wie der „Kleinlehrer" fliegen wollte

Ende Oktober 1923 haben die fünf Hirzenhainer Segelflugpioniere mit dem Bau begonnen. Es wird Frühjahr und Sommer. Im Dorfe spricht sich die Sache herum. Die älteren Bauern lachen nur darüber. Einige schütteln die Köpfe, andere zucken die Schultern; was werden die fünf schon zuwege bringen können!

Am dritten Sonntag im August 1924 versammeln sich um 5 Uhr morgens die beiden Lehrer, der Schreiner, der Schmied und der Elektriker vor der Werkstatt. Erschienen sind außerdem mehrere junge Burschen, die beim Hinauftragen und Starten helfen sollen. Die Teile des Flugzeuges werden auf die Schultern genommen, dann geht es in feierlichem Zuge durch das Dorf zum Hornberg hinauf. Mit Wald sind seine Abhänge bedeckt; oben darauf liegt Ödland, das als Dorfweide benutzt wurde. Ein scharfer Wind wehte. Mächtig drückt er auf die Tragflächen während des Aufstieges, das macht die kühnen Pioniere von Herzen froh. So würde sich auch der Wind nachher ins Zeug legen, wenn das Flugzeug aufstieg. Mit leichter Herzbeklemmung stellt Lehrer Schäfer fest, daß eine wahre Völkerwanderung aus dem Dorfe nach dem Hornberg einsetzt. Die jungen Burschen haben also doch ausgeplaudert, daß der „Kleinlehrer" am Sonntagmorgen fliegen wollte. „Kleinlehrer" hieß immer der jüngste Lehrer, der die Kleinen zu unterrichten hatte.

Auf der Höhe angelangt, werden zunächst die einzelnen Teile mit mächtigen Eisenbolzen von Zentimeterstärke aneinandergeschraubt. Der „Kleinlehrer" Schäfer setzt sich, von der Menschenmenge bewundert und ehrfurchtsvoll bestaunt, auf den Führersitz, während das Flugzeug wegen des heftigen Windes von einem halben Dutzend Helfern festgehalten werden muß. Ein Gummiseil zum Starten fehlt zwar, statt dessen stehen 20 junge Burschen bereit, um auf ein gegebenes Kommando mit der als Startseil benutzten Heuleine loszurennen. Mäuschenstill ist es ringsum; einige Bauern aus der Umgegend sperren vor Staunen buchstäblich den Mund auf.

Nach den mit großer Sicherheit geführten Vorbereitungen ist es allen Dorfbewohnern jetzt doch zur Gewißheit geworden, daß der „Kleinlehrer" nun wirklich mit seinem Apparat davonfliegen wird. Auch Schäfer selbst ist vollkommen davon überzeugt. Seine Frau aber steht unterdessen im Dachfenster der Wohnung, blickt nach dem Hornberg und glaubt jeden Augenblick, nun würde ihr Mann in kühnem Gleitflug über dem Walde sichtbar werden.

Laut ertönt das Kommando; die Burschen ziehen an dem Seil — doch in den hohen Ginster- und Heidesträuchern schleicht das Ungetüm nur langsam über den Boden. Bereitwillig springen neue Helfer hinzu . . . ein Ruck — und das Seil ist gerissen!

Mehrere Burschen nehmen nun das Flugzeug auf die Schultern und laufen damit, während andere die Heuleine ziehen. Jetzt — jetzt . . . schon bäumt der gewaltige Vogel sich vorn hoch — gleich wird er sich noch höher in die Lüfte erheben. Die Mannschaft, die das Gestell getragen hat, springt beiseite, da schlägt das hintere Ende des Flugzeugs wieder zu Boden; Verspannungsdrähte und Kufen erfassen noch einige der jungen Burschen und reißen sie nieder, dann liegt der stolze Vogel hilflos im Kartoffelacker.

Die Dorfbewohner gehen mit höhnischem Lachen oder mit spöttischen Bemerkungen von dannen, während Schäfer und seine Getreuen unverdrossen die Flugversuche fortsetzen. Doch alle

Mühe ist vergebens. Als sie endlich gegen Mittag die einzelnen Teile ihres Apparates nach dem Dorf zurückschaffen, amüsieren sich die aus der Kirche kommenden Bauern weidlich über die närrischen Schulmeister, die hatten fliegen wollen.

Fünf Jahre Kampf

Das Häuflein der Getreuen beginnt zusammenzuschrumpfen. Einige Monate nach dem mißglückten Start stirbt der Schreiner an Schwindsucht. Unerschütterlich war sein Glaube an die Zukunft der Hirzenhainer Segelfliegerei gewesen. Im nächsten Frühjahr sind es nur noch drei Mann, die über neuen Plänen brüten: die beiden Lehrer und Heinrich Göst, der beim Vater in der Schmiede arbeitet. Die treibende Kraft ist Schäfer, der „Kleinlehrer". In der Pfingstwoche strampelt er die 190 Kilometer bis zur Wasserkuppe mit dem Fahrrad herunter. Er will Erfahrungen sammeln, Einblicke in den Bau- und den Flugbetrieb gewinnen, und dann soll es mit vollen Segeln in Hirzenhain losgehen.

Aber was kann man schon viel abgucken, wenn einem selbst die Grundbegriffe fehlen und wenn die ganze Segelfliegerei noch so in den Anfängen steckt?! Eines hat Schäfer jedenfalls gelernt, das Flugzeug muß einen anderen Rumpf bekommen. Sofort nach seiner Rückkehr geht's von neuem an die Arbeit. Einmal muß der Erfolg kommen, das ist selbstverständlich.

Anfang 1926 meldeten sich zwei neue Mitkämpfer, die Lehrer Mittler und Jung aus dem Nachbardorf Lixfeld. So brüten jetzt vier Schulmeister über den Plänen, bauen gemeinsam das Flugzeug um. Neue Startversuche! Diesmal setzt sich Lehrer Jung ans Steuer; wieder tritt die Heuleine als Startseil in Tätigkeit; etwa zwei Meter hebt sich der Apparat vom Boden, dann brechen die Tragflächen durch.

Inzwischen ist ein Lehrbuch über Segelflugzeugbau erschienen. Schäfer besorgt es sich sofort, und dann wird ein neues, besseres Flugzeug gebaut. Monat auf Monat vergeht; alle freien Stunden gehören der einen Idee, und ob's vom Sägen, Hämmern und Hobeln auch Schwielen in den Händen gibt: die Verschworenen lassen nicht locker. Da ist auch schon die Pfingstwoche 1926 herangekommen. Wieder geht's zur Wasserkuppe. Diesmal bringt Schäfer einen großen Erfolg mit. Der Tischlergeselle Espenlaub, der als Wanderbursch nach der Rhön kam, und dort Flugzeuge zu bauen begann, will in Hirzenhain einen Flugtag einrichten. Ende August steigt das Ereignis, zusammen mit den Jugendwettkämpfen auf der Hirzenhainer Viehweide. Zwei Flugzeuge hat Espenlaub geschickt, dazu seinen jüngeren Bruder und den Flieger Ditmar als Piloten.

Schon am Sonnabend steht auch das Flugzeug, das die Hirzenhainer gebaut haben, startbereit auf dem Festplatz. Ditmar, der Rhönflieger, besieht es etwas mißtrauisch, steigt auf, startet, und siehe da, es hebt sich vom Boden und fliegt etwa 50 Meter weit. Mit angehaltenem Atem sind die vier Lehrer dem Startversuch gefolgt. Nun ist es also Wirklichkeit geworden — man kann mit ihrem Flugzeug fliegen!

Viel Volk wandert am Sonntag zum Festplatz. Das Wetter ist jedoch ungünstig. Espenlaubs Flugzeuge fliegen 300 Meter weit und halten sich am Hang vier Minuten in der Luft. Doch die Hirzenhainer haben Wunderdinge erwartet und sind schwer enttäuscht. Abends versuchte Espenlaub dann noch, auf dem Hirzenhainer Flugzeug zu starten. Wieder hebt sich der Vogel von der Erde, fliegt eine kurze Strecke. Stolz schwellt die Brust der Erbauer — da schmiert der Apparat ab, neigt sich auf die Seite und liegt zertrümmert auf der Erde.

In den nächsten Tagen gehen die sechs Männer, die sich nun schon kühn als „Segelflugverein Hirzenhain" bezeichnen, recht bedrückt umher. Schon treibt Schäfer zu neuen Taten. Es muß ein neues Flugzeug gebaut werden, das versteht sich ganz von selbst,

Wilhelm Bieber und sein Töchterchen spannen die Kühe an. Am Tage ist Bieber Steinbrucharbeiter und nebenher Bauer; in seiner freien Zeit Segelflieger, der die C-Prüfung bereits vor Jahren ablegte

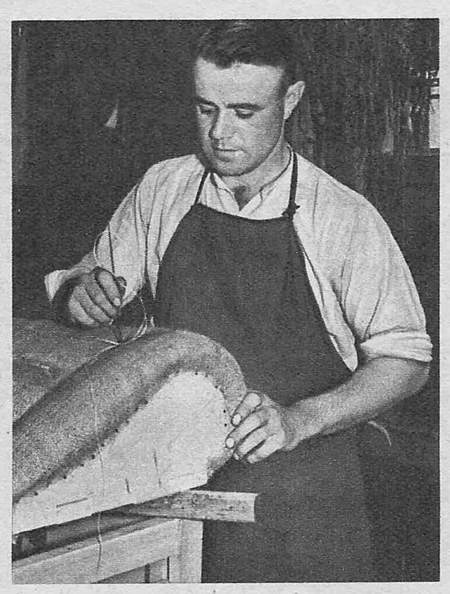
Aufnahmen Dr. Weskamp



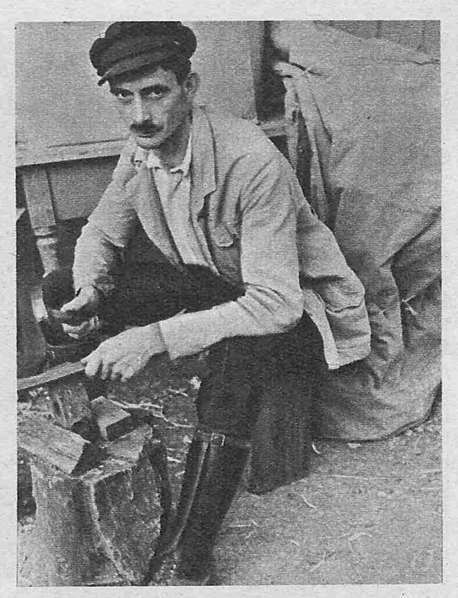
Wilhelm Bieber startbereit zum Segelflug.
Hauptlehrer Schäfer, der Vater der Hirzenhainer Segelfliegerei, gibt dem 39jährigen Segelflieger einen bestimmten Flugauftrag



Der Klempner Walter Schneider ist nebenher Gleitfluglehrer der Hirzenhainer Hitlerjugend. Seine beste Leistung war ein Dauerflug von 5 Std. 16 Min.



Fritz Schneider, ein Vetter des Klempners, ist Sattler. Er erreichte als Segelflieger ebenfalls einen Dauerflug von über 5 Stunden



Adolf Franz ist Bauer und Former, machte die C-Prüfung und ist jetzt ebenfalls Gleitfluglehrer

und überhaupt sollte man viel energischer 'rangehen; wenigstens eine Flugzeughalle müßte man haben. Im Frühjahr 1927 wird von einem Gastwirt eine Kirmesbude gekauft und auf der Viehweide als Werkstatt und Flugzeugschuppen aufgebaut. Ein neues Flugzeug ist im Bau; Schäfer, Jung und Mittler schulen in der Pfingstwoche auf der Wasserkuppe. Sie bilden sich ein, man könnte nach den ersten acht Tagen gleich die große C-Prüfung als Segelflieger machen. Bald sehen sie ein, daß bis dahin noch ein weiter, weiter Weg ist, aber sie haben tüchtig geschult und viel gelernt.

Im Dorf hat sich das nach üblicher Weise herumgesprochen. Sogar ein Gummiseil soll Schäfer beschafft haben; na ja, nun würde es ja bald mal was werden mit dem Fliegen! Als darum mit dem neuen Modell ein Probeflug gemacht werden soll, ist wieder das ganze Dorf versammelt. Schäfer setzt sich ins Flugzeug, die Burschen laufen mit dem Gummiseil los, der Vogel hebt sich vom Boden, fliegt ein kurzes Stück, schon packt Hirzenhains ersten Flieger das wunderbar erhabene Gefühl, das nur der Segelflieger kennt . . . da knackt es in den Holmen; langsam klappen die Flächen zusammen, so wie ein Schmetterling seine Flügel zusammenlegt; dann sackt der Rumpf ab, haut auf die Erde und zerbricht. — So ist nun schon das dritte Flugzeug zu Bruch gegangen. Wo jetzt Geld hernehmen für ein neues?

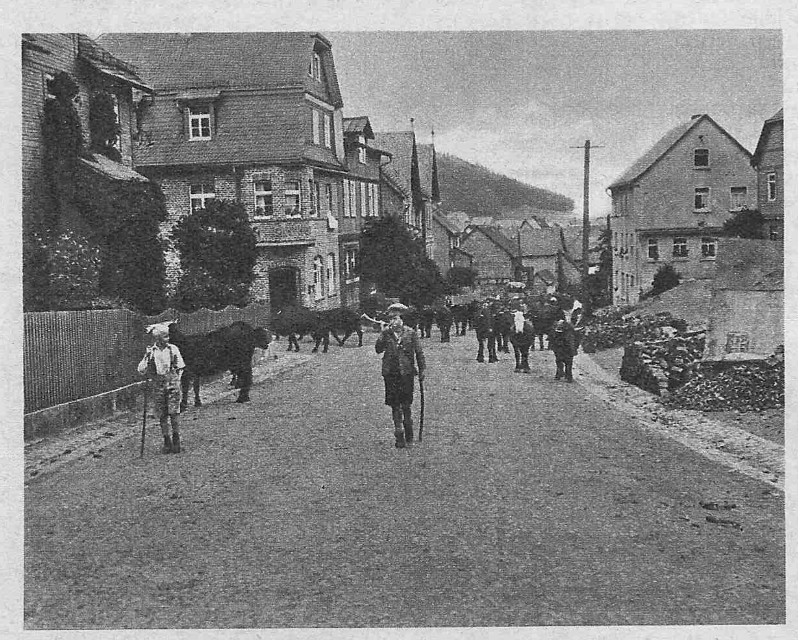
Und es geht doch!

Ein Sonntag ist's im April 1928. Schnee und Regen klatschen gegen die Fenster der Fachwerkhäuser, fegen über den Hirzenhainer Hang. Trotzdem ist wieder ganz Hirzenhain und Umgegend auf den Beinen. — Von Kassel kam vor einigen Tagen der Segelflieger Kegel mit einem kleinen Dixi. Hinten am Auto schwebte auf einem Anhänger das Segelflugzeug, das sollte heute also nun zu Schauflügen starten.

Viele hundert Menschen stehen erwartungsvoll auf dem Hang. — Start! — und da schwebt der Segler hoch, biegt vom Hang ab nach dem Hornberg, steigt, steigt, wendet über dem Hornberg, kommt zurück, zieht am Hang majestätisch seine Kurven. Ungeheuer ist der Eindruck bei den Zuschauern. Die Lehrer sind vor Freude wie von Sinnen; sie rennen von einem zum anderen: „Seht ihr's nun, seht ihr's — es geht, es geht!" Schneesturm erzwingt nach 27 Minuten die Landung. Am nächsten Donnerstag bleibt Kegel über eine Stunde in der Luft; der erste große Erfolg ist da. Vom Deutschen Luftfahrt-Verein wird der Hirzenhainer Hang als Rekordfluggelände anerkannt; auch schenkt der Verein den Hirzenhainer Fliegern ein Gleitflugzeug vom Typ „Zögling". Ein heimischer Industrieller stiftet eine Flugzeughalle, neue Mitglieder melden sich, und 40 Jungflieger vom Gymnasium Dillenburg schulen an jedem Sonnabend und Sonntag auf dem idealsten Fluggelände Westdeutschlands, dem Hirzenhainer Hang.

Doch der Erfolg bringt neue, schwere Arbeit. Wenn ein Jungflieger mal Bruch macht, wird die „Kiste" sofort repariert. Das darf oft nur Stunden oder einen Tag dauern. Wenn man's am Tag nicht schafft, müssen eben die Nächte geopfert werden.

Lehrer Moos, ein stillerer Kämpfer und ein wahrer Meister des Modellbaues, der sich schon an einem Raketenmodell erfolgreich versuchte, hat in der Schule Modellbau-Stunden eingeführt. Die anderen Schulen des Kreises folgen dem Beispiel. So trägt die Jugend nun den Segelfluggedanken in alle Häuser. Die Idee ist im gewaltigen Vormarsch, und beim Modellwettbewerb der preußischen Schulen sind die Volksschulen Hirzenhain und Lixfeld Sieger. Nicht weniger als 40 Prozent aller Preise haben sie sich erkämpft.



Wenn der Hütejunge mittags ins Horn stößt, öffnen sich die Ställe, und das Hirzenhainer Vieh wird dann auf die Weide getrieben

Die erste A-Prüfung

Der Lehrer auf dem Dorf hat mancherlei Ehrenämter. So leitet der Lehrer Schäfer zugleich den Hirzenhainer Männergesangverein. Am Sonntagmittag nach der Gesangstunde bittet er seine Sänger nach dem Hang. Sie sollen ihm beim Start helfen. Das Flugzeug wird hinaufgeschleppt, Schäfer steigt ein, obwohl der Wind nicht günstig ist. Aber es gibt jetzt kein Zurück mehr; seine Ehre steht auf dem Spiel. — „Achtung! — Fertig! — Los!" Das Flugzeug hebt sich und bleibt 17 Sekunden in

der Luft. Ein zweiter Versuch — schon sind es 31 Sekunden; noch einmal wird das Flugzeug startfertig gemacht — und Schäfer bleibt 40 Sekunden in der Luft. Die A-Prüfung für Gleitflieger ist damit bestanden. Nach fünf Jahren voll harter Kämpfe hat der „Kleinlehrer" es doch geschafft! — Am nächsten Sonntag machen fünf weitere Flugkursus-Teilnehmer ihre A-Prüfung; die Ortsgruppe Hirzenhain wächst auf 121 Mitglieder.

Das ganze Dorf lernt fliegen

„Der Bieber ist verrückt, er will fliegen!" sagten die Hirzenhainer. Ein verheirateter Mann — das war ihnen unfaßbar. Wilhelm Bieber hörte nicht darauf. Eines Tages hatte es ihn gepackt, er wurde Segelflieger. Das war im Frühjahr 1929. Zwei Jahre später hatte er alle drei Prüfungen abgelegt. Am Tage arbeitete er im Steinbruch, daneben versah er die paar Morgen Land. Einmal im Frühjahr, als er auf dem Feld ackerte, strich ihm ein frischer Nordwest um die Nase — Segelwetter! Er ließ die Kühe in der Furche stehen, schaffte mit ein paar Bekannten das Flugzeug auf den Hang und segelte eine Stunde am Eiershäuser Berg.

Wenn am Nordwesthang ein Segelflieger aufstieg, dann riefen ihm die Arbeitskameraden im Steinbruch zu: „He, Bieber, da fliegt einer". Oft legte Bieber dann die Arbeit hin, jagte mit dem Motorrad eines Arbeitskameraden zum Hang und stieg auf. Bei günstigem Wind flog er wohl auch dem Dorfe zu, und wenn gerade seine Frau in der Tür stand, rief er hinunter und winkte . . ., und dann ging er im Steinbruch wieder seiner Arbeit nach.

Nach ihm machten auch seine drei Brüder die A- und B-Prüfung; der eine war Schuhmacher, der andere Steinhauer und der dritte Hüttenarbeiter.

Und nun kamen sie, einer nach dem anderen. Da waren drei, ein Klempnermeister, ein Steinbrucharbeiter und ein Former, die bauten sich im Fliegerlager das Segelflugzeug „Hol's der Teufel". Auf dem machten sie ihre Segelfliegerprüfung. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Hirzenhainer Flieger. Ein Sattler, ein Steinhauer, ein Schmied, ein Anstreicher reihten sich ein, selbst der damalige Hauptlehrer Lückhoff legte trotz seiner 40 Jahre die beiden ersten Prüfungen ab. Die weitere Umgebung stellte ebenfalls eine große Zahl tüchtiger Segelflieger. Eine geräumige Werkstatt wurde aus Spenden und eigenen Mitteln errichtet, eine große Flugzeughalle angebaut, auch ein Unterrichtsraum. Jungflieger aus allen Teilen Westdeutschlands schulten in Hirzenhain. Große Flugwochen und Wettbewerbe wurden ausgetragen. 1934 übernahm die Landesgruppe Darmstadt des Deutschen Luftsportverbandes die Einrichtungen der Hirzenhainer Ortsgruppe und richtete eine Segelfliegerschule darin ein.

Ein Steinbrucharbeiter fliegt auf Besuch

In Hirzenhain war gerade Kirmes. Als der Festzug sich von der Gastwirtschaft aus in Bewegung setzte, glitt vom Nordwesthang ein Flugzeug heran und begleitete den Zug bis zum Festplatz beim Fliegerlager. Im Flugzeug saß der Steinbrucharbeiter Emmerich. Um ½11 Uhr morgens war er aufgestiegen, und als er endlich um ¼4 Uhr landete, hatte er mit einem 5-Stundenflug die erste Bedingung für die größte Fliegerauszeichnung, das silberne Leistungsabzeichen, erfüllt.

In der Pfingstwoche 1936 beschloß er, seine beiden verheirateten Schwestern zu besuchen. Die wohnten in Obbornhofen bei Bad Nauheim in der Wetterau. Vom Eiershäuser Berg flog er ab, stieg auf 1000 Meter und ging dann in südlicher Richtung auf Strecke. Nach einer Stunde schon hatte er die 55 Kilometer geschafft, ging auf 200 Meter herunter, warf über Obbornhofen einen Zettel ab und rief seinen Schwager an, der gerade über die Dorfstraße ging. Dann landete er 50 Meter von den letzten Häusern entfernt. Das ganze Dorf lief zusammen, die Verwandten kamen herbei, und der kühne Segelflieger wurde gebührend bewundert und gefeiert.

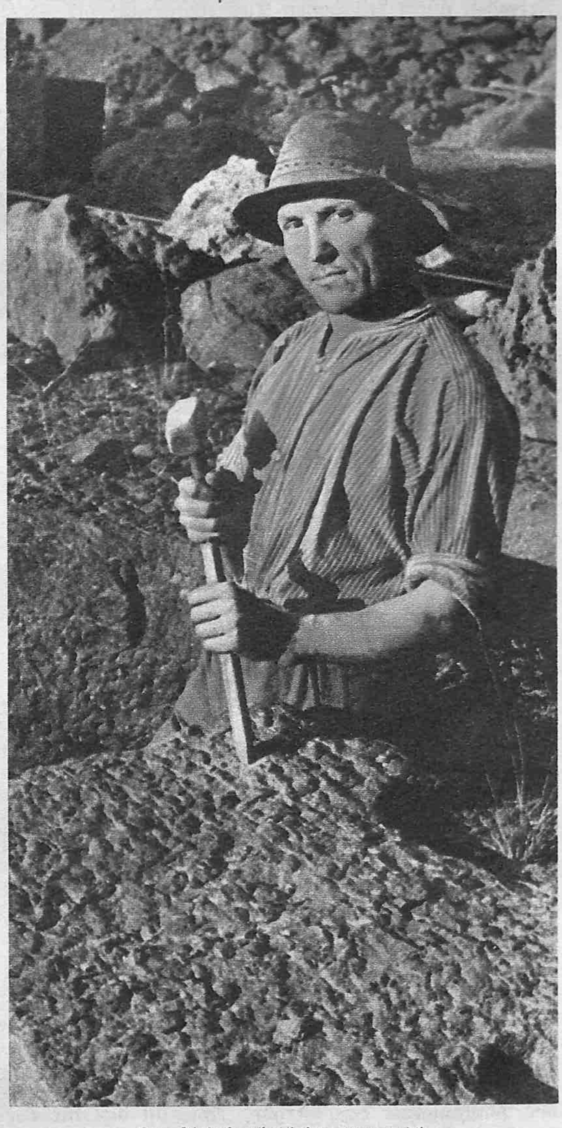
Rekordflüge

An den Hirzenhainer Hängen tobt ein erbitterter Kampf. Der große Segelflugwettbewerb des Sommers 1936 wird ausgetragen. Die Gruppen Rheinland, Westfalen und Darmstadt, zu der Hirzenhain gehört, wetteifern um den Sieg. Mit einem Flug bis zum Vogelsberg schafft Emmerich 77 Kilometer. Doch den Rekord erreicht ein anderer: Lehrer Jung aus Litzfeld, einer der alten Mitkämpfer. Auf dem herrlichen „Rhönbussard", den die Hirzenhainer seit einiger Zeit besitzen, wird er von einem Motorflugzeug hochgeschleppt. Bei 600 Meter Höhe klinkt er aus, fliegt westlich ab auf einen Berg zu, der stark von der Sonne beschienen ist. Dort muß Wärmeaufwind sein. Richtig getippt! Ein Aufwindschlauch über dem Berg zeigt ein bis zwei Meter Steigung in der Sekunde an. In engen Spiralkurven steigt das Flugzeug in dem Aufwindschlauch höher und höher. Tausend Meter sind erreicht. „Hurra!" — schreit Jung. Die zweite Bedingung für das Leistungsabzeichen ist geschafft. Den 5-Stunden-Flug am Hang hat er vor einiger Zeit schon ausführen können. Jetzt kommt es noch auf den Streckenflug an. Mindestens 50 Kilometer Strecke muß er zurücklegen.

Von Wolke zu Wolke turnt er jetzt, immer wieder kreisend, denn unter den Wolken ist Aufwind zu finden. Unten liegt eine Stadt — Siegen. Über große Wälder geht's. Hier fehlt der Wärmeaufwind, das Flugzeug ist nahe am „Absaufen". Die Wolken sind weit voneinander entfernt, so daß kein Anschluß mehr zu finden ist. Verzweifelt kurvt Jung über einem engen Tal; wo soll er hier landen? Da plötzlich zeigt das Variometer wieder ein Meter Steigen. Gott sei Dank! Auf 1500 Meter klettert Jung, überfliegt eine endlose Ebene, eine mächtige Stadt, findet Wolkenanschluß und kommt auf 2300 Meter Höhe, dann geht's zum Rhein, und schließlich setzt der mächtige Vogel auf einer Wiese in der Nähe von Dinslaken heil auf. Ein Streckenflug von 143 Kilometern ist in 3¼ Stunden bewältigt worden, das silberne Leistungsabzeichen ist geschafft!

Am letzten Tag der Segelflugwoche geht's in den Endkampf. Um ½3 Uhr nachmittags ist Emmerich zum Dauerflug am Hang aufgestiegen. Die Landesgruppe Darmstadt kann den Vorsprung von 200 Punkten nur halten, wenn Emmerich die anderen im Dauerflug bezwingt. Stunde um Stunde „krebsen" die Flieger der einzelnen Landesgruppen an den Hängen. Der Abend bricht herein; Emmerich möchte landen. Da stürmen ein paar Hirzenhainer den Hang hinauf, brüllen ihm mit einem Sprachrohr entgegen: „Oben bleiben, von Westfalen und Rheinland sind noch zwei Flugzeuge oben! Durchhalten, Emmerich!" — Und er hält durch. Landesgruppe Darmstadt siegt!

Heute steht Hirzenhain vor neuen Aufgaben. Die Hirzenhainer HJ. hat sich geschlossen zur Segelfliegergruppe gemeldet. Lehrer Schäfer begrüßt sie: „Wir haben noch niemanden gebeten; vielleicht bleiben von euch nur 10 oder 15, denn ihr müßt euch schinden und plagen; aber um der 10 oder 15 willen bauen wir eine neue Werkstatt und vielleicht auch eine Halle." — In den nächsten Tagen holte Lehrer Schäfer mit einem Kuhwagen aus dem Steinbruch eine Fuhre Steine zum Bau der neuen Werkstatt.



Der Steinbrucharbeiter Emmerich erwarb sich mit einem Streckenflug von 78 Kilometer, einer Flughöhe von 1300 Metern und einer Flugdauer von 6 Std. 13 Min. das silberne Leistungsabzeichen

Die „Güldene Tafel"

Der Kirchenräuber Nickel List und seine jüdischen Hintermänner

Vor dem Portal des St.-Michaelis-Klosters zu Lüneburg saß der alte Küster und sah die Straße hinauf und hinunter. Von fern her tönte das Horn des Postillons, da mußte eine Extrapost unterwegs sein. Schon ratterte die schwere Kutsche über das holperige Pflaster und hielt vor der Schenke; denn die Postpferde sollten zur Weiterfahrt gewechselt werden. Ein paar Reisende stiegen aus, sahen sich ein wenig um und schritten dann auf das Portal der Kirche zu. Diensteifrig erhob sich der alte Küster: „Die Herrschaften wollen gewiß unser berühmtes Altarbild sehen."

Einer der Reisenden meinte ein wenig spöttisch, was denn daran so berühmt wäre.

„Der Herr hat noch nichts von der „Güldenen Tafel" gehört?" fragt der Küster gekränkt zurück. „Kaiser Otto II. hat sie einst gestiftet; das ist Jahrhunderte her. So alt ist die Tafel, lieber Herr; ein Altarbild ist es, ein Kunstwerk, mein Herr. Von Maria Verkündigung bis zum Kreuzestod unseres Herrn ist die ganze Leidensgeschichte abgebildet, und es ist wahrhaft eine güldene Tafel, denn sie ist aus reinem Golde getrieben. Und Diamanten und Edelsteine sind darin eingefügt, dergleichen Ihr gewiß noch nicht gesehen habt."

So sprach der Küster, während er den schweren schmiedeeisernen Schlüssel vom Ledergurt nahm und bedächtig die gewaltigen Tore der Michaeliskirche aufschloß. Wortlos schritten die Fremden durch den hohen Kuppelbau, und der Küster trat an den Altar. Es wunderte ihn schon, daß sich diesmal die beiden Seitentüren des Gemäldes so schwer öffnen ließen. Aber als er sie dann zurückklappte, verschlug es ihm den Atem, sein Herz drohte stillzustehen: die herrlichen Bildtafeln waren zerbrochen, die Edelsteine herausgeschlagen, das Gold abgerissen. Rohe Diebeshände hatten eins der schönsten Kunstwerke zerstört.

In der Nacht zum 9. März 1698 geschah dieser gemeine Kirchenraub. Der Prediger Hosmann saß gerade über der Sonntagspredigt, als der alte Küster hereinstürzte: „Hochwürden, die „Güldene Tafel" ist gestohlen!"

Der breitschultrige Gottesmann mit dem kantigen Niedersachsenschädel fuhr mit der Hand nach dem Mund, denn er hatte schon ein kräftiges Wort auf der Zunge, das die Frevler am Heiligtum in Grund und Boden verfluchen sollte. Dann erhob er sich, griff nach dem Hut und sagte nur energisch die drei Worte: „Sofort zur Polizei!"

Eine Viertelstunde darauf saßen der Prediger und der Küster in der Amtsstube des Bürgermeisters. Der Küster mußte ausführlich berichten. Nun wurde der Stadtwachtmeister hereingerufen. In kurzen Worten wiederholte der Bürgermeister was geschehen war und sagte dann: „Ob wir bei den Althändlern der Stadt zunächst einmal nachforschen?"

Der eisgraue Wachtmeister schüttelte den Kopf. „Ein Lüneburger wird sich nicht an dem heiligen Altarbild vergreifen. Es kann sich nur um einen Fremden handeln. Sicher hat er einige Tage in der Stadt gewohnt und die Gelegenheit ausgekundschaftet."

„So laßt sämtliche Gastwirte auf der Polizei vernehmen", befahl der Bürgermeister, und wandte sich dann an den Prediger und den Küster: „Geht nun nach Hause, ihr Herren. Was die Polizei tun kann, wird geschehen, um diesen Gottesfrevel zu rächen."

Die beiden Männer gingen, begleitet vom Wachtmeister, der zuerst einmal ein genaues Verzeichnis der geraubten Kostbarkeiten anfertigen wollte. Dann würde man nachher sehen, was zu tun sei. In der Wachtstube wurden am nächsten Tage die Gastwirte einer nach dem andern vernommen, und siehe, schon fand man die erste Spur. Als der Wirt der „Harburger Herberge" befragt wurde, schrak er ein wenig zusammen; dann sagte er ärgerlich: „Teufel auch, daß ich die beiden Fremden bei mir aufnahm! Schon möchte ich glauben, daß sie es gewesen sind. Die Sache kam mir sehr bald verdächtig vor. Ich muß auch vermelden, daß der eine sich häufig in der Dämmerung nach der Wohnung Schwanckes schlich, der in der Brunnengasse wohnt."

„Der Schwancke muß sofort hierher", dröhnte der Wachtmeister. Der Stadtbüttel rannte los und brachte ihn nach kurzer Zeit schon an.

„Man hört ja nette Sachen über Euch, Schwancke", begann der Wachtmeister das Verhör. „Was ist das für ein Fremder, der sich bei nachtschlafender Zeit in Euer Haus schlich?"

Gelassen sagte Schwancke: „Mir war die Sache selber schon nicht recht geheuer. Seit ein paar Wochen hält sich mein ältester Junge, der Christian, bei mir auf. Ihr wißt, vor Jahren lief er mir davon. Nun lebt er in Hamburg und ist, wie er mir erzählt, ein Seemann geworden. Verdächtig kam es mir vor, daß er mit einem Fremden Umgang hatte, der manchmal bei der Dämmerung ins Haus schlich. Er tuschelte allerlei mit meinem Jungen und zwinkerte mit den Augen. Auch gab er sich bei mir für einen „Doktor" aus."

„Und wo ist Euer Junge jetzt?"

„Vor ein paar Tagen schnürte er sein Bündel und sagte, er müsse nun nach Hamburg zurück. Seither habe ich von ihm nichts mehr gehört und gesehen." — Meister Schwancke durfte wieder gehen. Noch war nicht erwiesen, daß sein Sohn und der Fremde den Kirchenraub begangen hatten; aber der Verdacht bestand, und die Lüneburger Polizei horchte in allen Gassen herum, ob jemand mit dem Fremden zu tun gehabt hatte.

Inzwischen hatte sich der Kirchenraub mit allen Begleitumständen von Haus zu Haus herumgesprochen. So hörte es auch Meister Gebhardt, der Schmied. „Da soll doch gleich ...", wetterte er los, warf die schwere Zange, die er gerade in den Händen hatte, auf den Amboß, riß das Schurzfell herunter und rannte spornstreichs zur Wachtstube, um dem Wachtmeister folgendes zu berichten: „Ich habe da von dem Fremden gehört, dem Doktor; der war bei mir und hat sich merkwürdiges Werkzeug machen lassen." Er beschrieb es ganz genau, bis ihn der Wachtmeister unterbrach: „Einbrecherwerkzeug, Meister Gebhardt! Jetzt wird die Sache langsam klar." — Kaum war der Schmied gegangen, da meldete sich der Wirt von der „Harburger Herberge", legte ein Blättchen Gold auf den Tisch der Amtsstube. „Meine Frau fand es heute morgen in der Stube, wo der Doktor wohnte. Kein Zweifel, es ist ein Stücklein von unserer Güldenen Tafel."

So stand es nun fest, daß der „Doktor" sich in Lüneburg nur aufgehalten hatte, um das Gold und die kostbaren Steine des Altarbildes zu rauben. Aber man kannte weder seinen Namen, noch wußte man, woher er war. So mußte man zunächst versuchen, einen seiner Mithelfer zu fassen. Da war nun der Christian Schwancke aus Hamburg. Am Tage vor dem Einbruch hatte er sein Bündel geschnürt; auch war er häufig mit dem Doktor gesehen worden. Ein reitender Bote jagte nach Hamburg und erwirkte beim Senat einen Haftbefehl gegen Christian Schwancke und seine Frau. Sie wurden zur Stadtwache geführt und von der Polizei vernommen; doch versuchten beide sich herauszulügen. Es half ihnen aber wenig, denn die Polizei forschte weiter nach und fand bald heraus, daß Schwancke häufig mit dem Juden Jonas Meyer, dem früheren Regimentsquartiermeister Peermann und einem entlassenen Soldaten namens Pante zusammengewesen war. Peermann wurde festgenommen, leugnete jedoch hartnäckig und erklärte, er wisse nichts von dem Diebstahl.

Wochen vergingen, und die Sache kam nicht weiter. So schien es wenigstens. In aller Stille aber hatte die Polizei nach dem Juden Jonas Meyer geforscht. Doch er merkte den Braten und wußte sich immer wieder aus dem Staube zu machen, bis man ihn schließlich in Stolzenau verhaftete. Gleich in der ersten Nacht wußte er sich aus dem Gefängnis zu befreien. Aber man setzte ihm ein paar gut abgerichtete Bluthunde auf die Spur, und schon am nächsten Tage hatte man ihn wieder dingfest gemacht. Nun wurde er nach Lüneburg geschafft.

In jenen Tagen stand auch Schwancke erneut vor dem Richter. Man hatte inzwischen Dinge erfahren, die neuen Verdacht auf ihn lenkten. So wurde er denn wieder in ein peinliches Verhör genommen. „Es ist uns zu Ohren gekommen", so sagte der Richter, „daß in die St. Katharinenkirche in Braunschweig Diebe eingestiegen sind und Kirchengut geraubt haben. Auch vermeldet die Braunschweiger Polizei, daß kurz vorher ein sehr vornehm aussehender Herr in der Stadt Wohnung nahm. „Kavalier von der Mosel", soll er sich genannt haben. In Hamburg ist Ähnliches geschehen. Es sind dort aus der Domkirche zahlreiche Kostbarkeiten nächtlicherweise verschwunden. Was wißt Ihr davon, Schwancke?"

Der Häftling hob den Kopf, sah den Richter hart an: „Nichts weiß ich davon, gar nichts!"

Der Richter ließ sich nicht beirren: „Der Tat verdächtig ist der getaufte Jude Vincent Niclas. Ist Euch der bekannt?"

Und wieder schüttelte Schwancke den Kopf: „Ich weiß von keinem Juden Vincent Niclas!"

„Das ist ja merkwürdig", entgegnete der Richter, und ein drohendes Grollen kam in seine Stimme. „Ihr leugnet also, den getauften Juden Vincent Niclas zu kennen?"

„Ja."

„So muß ich Euch folgendes eröffnen: „Durch Zeugen ist erwiesen, daß Ihr seit Jahren mit Vincent Niclas Umgang gepflegt habt. Nachdem Ihr also nach Recht erwiesene Tatsachen abgeleugnet habt, muß Euch das Gericht mit der „peynlichen Frage" angreifen." Auf einen Wink traten die Folterknechte herzu und machten die Folterwerkzeuge zurecht. Schwancke erbleichte; schon hatten ihn die Folterknechte ergriffen. Da raffte er sich auf: „Ich will gestehen."

Stotternd begann er: „Bei den drei großen Kircheneinbrüchen war ich mit dabei, in Lüneburg und Braunschweig und auch in Hamburg. In Braunschweig haben der „Kavalier von der Mosel" und der Jude Jonas Meyer mitgeholfen. Den Raub im Hamburger Dom aber hat der getaufte Jude Vincent Niclas ausgekundschaftet. Jedesmal, wenn es ans Teilen ging, haben mich die Juden arg betrogen."

Nach diesem Geständnis wurde der Jude Jonas Meyer ins Verhör genommen. Auch kam der Lüneburger Polizei ein günstiger Zufall zu Hilfe. In Sachsen erwischte man den „Kavalier von der Mosel" bei einem von langer Hand vorbereiteten Einbruch. Mit seinen Spießgesellen wurde er nach Lüneburg geschafft und hier in ein scharfes Verhör genommen. Während der nächsten Wochen hatte der Wirt in der „Harburger Herberge" mehr Gäste als sonst zu bewirten. Jeder wollte doch aus seinem Munde hören, welche Bewandtnis es mit dem „Kavalier von der Mosel" hatte. Behäbig erzählte der Wirt: „Also ich werde da vor Gericht geladen, und was meint ihr, wer mir gegenüber steht? — Der „Doktor", der vor einiger Zeit bei mir gewohnt hat. Anderwärts soll er sich „Kavalier von der Mosel" genannt haben. Er trug nicht mehr die prächtige Puderperücke von damals, auch fehlte ihm der Staatsrock mit den goldenen Aufschlägen. Sie hatten ihn in ein einfaches Wams gesteckt; trotzdem erkannte ich ihn gleich. Meine Frau war auch mit. Als sie ihn sah, rief sie aus: „Ach, jetzt fällt mir etwas ein! Einmal hatte er die Tür seines Zimmers ein wenig offengelassen, so daß ich hineinsehen konnte. Da stand er vor dem Spiegel, betrachtete sich lange mit wohlgefälligen Augen und sagte ein über das andere Mal zu seinem Spiegelbild: „Ich heiße Nickel List, und ich bin auch listig." — Seht, so sagte meine Frau, und nun weiß die Polizei auch wenigstens den richtigen Namen."

Da mischte sich einer der Ratsherren ins Gespräch: „Wißt Ihr auch, daß der Nickel List nun alle seine Schandtaten gestanden hat?" Neben ihm saß der Amtsschreiber, stützte die Ellenbogen auf und rieb sich die Hände: „Ausgepackt hat er! Denn als der Richter ihn mit Fragen in die Enge trieb, sah er wohl ein, daß alles Leugnen nicht half. Sechsundfünfzig Pfund Gold und Silber hat er aus dem Hamburger Dom gestohlen — sechsundfünfzig Pfund, ihr Herren! Aber was meint ihr, wer hinter den ganzen Sachen steckte?" Der Amtsschreiber sah sich im Kreise um, wartete einen Augenblick: „Die Juden! — nichts als Juden! Den Hamburger Domraub hat der Jude Lipmann aus Polen angestiftet. Mithelfer aber waren zwei Juden namens Leopold, dann noch der Jude Hoschenek aus Altona und Vincent Niclas, ein Jude, der sich taufen ließ, um die Christen besser betrügen zu können. Doch das ist noch nicht alles. Auch den Braunschweiger Kirchendiebstahl hat der Nickel List auf dem Kerbholz. Es war ein schweres Stück, und er hat sich einige Helfershelfer gesucht, den Schwarz, den Schöne und den Michael Kayser, drei Galgenvögel, die seit Jahren schon das Diebeshandwerk betreiben. Und was meint ihr, wie sie auf die Sache kamen? Wieder durch die Juden! — Der Jude Jonas Meyer hat die Sache in Braunschweig ausgekundschaftet und gesagt: „Da gibt es was zu verdienen!" Dann hat er den ganzen Raub an einen Juden verkauft, den keiner von den anderen kannte. Viel Geld muß der Jonas Meyer bekommen haben, aber dem Nickel List gab er nur hundert Taler ab."

„Und wie ist es mit unserer Güldenen Tafel?"

„So laßt mich doch nur ausreden, ich komme schon darauf! Die Sache mit dem Schwancke stimmt schon. Der und der Nickel List sind nachts in der Michaeliskirche gewesen, und mit ihnen waren der Schwarz und der Schöne. Aber noch viel mehr hat der Nickel List gestanden. Da war doch der große Einbruchsdiebstahl bei der Witwe des Lübecker Ratsherrn — auch eine Sache von Nickel List. Aber wieder standen die Krummnasigen dahinter: die Juden Goldschmidt, Leopold und Lipmann hatten die Hände mit im Spiel."

Viele Wochen dauerte die Vernehmung des Nickel List und seiner Spießgesellen. Als es nun gewiß war, daß sie für ihre vielen Missetaten am Galgen enden würden, kam Tag für Tag der brave, fromme Prediger Hosmann in die Zellen, um ihnen geistlichen Beistand zu geben und sie auf ihr letztes Stündlein vorzubereiten. An den vielen Verhandlungen und Verhören nahm der erfahrene, kluge Gottesmann teil, und bald erkannte er, daß Nickel List und Schwancke mit ihren Spießgesellen nur Werkzeuge in der Hand einer großen jüdischen Hehlerbande waren, die über ganz Deutschland ein Netz von Helfershelfern ausgebreitet hatten.

Abend für Abend saß der Gottesmann über einem Buch und vertraute ihm an, was die Verbrecher bei den Verhören gestanden. Da stand dann zu lesen: „daß man in der ganzen Untersuchung durchgehend gefunden, daß die Juden von den Diebereien immer den größten Vorteil gezogen, indem sie die Waren nicht nur für das halbe Geld erhandelt, sondern außerdem durch ihre unrichtigen Gewichte die unglückseligen Diebe, die überall von ihren Diebereien den wenigsten Nutzen gehabt, jämmerlich betrogen. Welches sonder Zweifel die betrüglichen Juden nach ihren Grundsätzen, die in ihrem Gehirn allzu feste Wurzeln geschlagen, noch für eine göttliche Wohltat werden gehalten haben, daß Gott so wunderlich ihnen der Heiden Güter zugewandt hat." So schrieb der ehrenwerte Mann in dem Buch, das er über den Prozeß veröffentlichte. Es trug die Überschrift: „Fürtreffliches Denck-Mahl der Göttlichen Regierung, bewiesen an der uralthen höchstberühmten Antiquität des Klosters St. Michaelis in Lüneburg ... wie der Gerechte Gott deren Räuber gantz wunderbarlich entdecket..."

Von Woche zu Woche wuchs die Zahl der Verbrecher, die als Mitwisser und als Mittäter vom Gericht ermittelt wurden. Die Nichtjuden bekannten ihre Missetaten bald, und wenn die Juden in die Enge getrieben wurden und unter der Last der Beweise sich nicht mehr zu helfen wußten, dann sprachen sie von ihren Verbrechen mit dreister Stirn und frechem Mund. Der Jude Jonas Meyer rief dem Richter höhnisch zu, er sei kein Dieb, denn er habe ja keinem Juden etwas gestohlen!

„Das kann dich nicht vor dem Galgen retten", wies der Richter ihn zurecht. Meyer gab zur Antwort: „Wenn ich nun doch hängen soll, so tut es mir nur leid, daß ich die Gojim (die Nichtjuden) nicht noch mehr bestohlen habe."

Der Nichtjude Kayser war dem Verzweifeln nahe, als er sah, daß er dem Galgen nicht entgehen konnte: „Die Juden haben mich an den Galgen gebracht", rief er aus, „sie haben mich beschwätzt mit ihren schleimigen Reden. Geht nur hin nach Halle, da lebt der Jude Assur Marx. Im ganzen Lande kauft er Diebesgut auf, und wen er erst in den Fingern hat, der muß für ihn Diebstahl um Diebstahl begehen! Und das sage ich: In Deutschland geschieht kein Diebstahl, von dem nicht die Juden weit und breit wissen!"

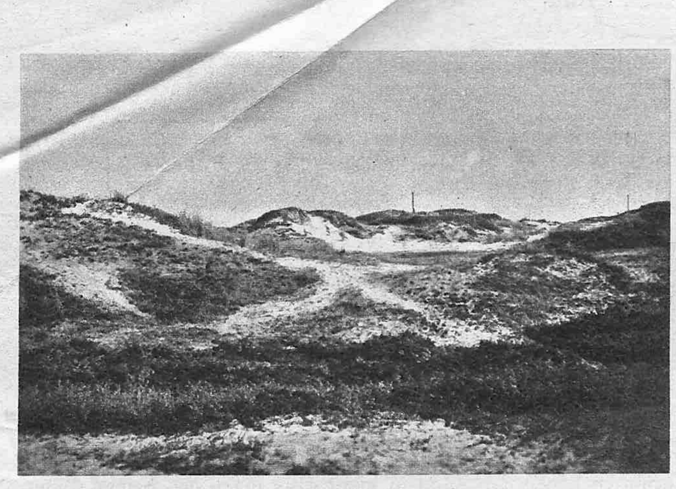
Als die Untersuchungen beendet waren, schrieb das Gericht in einem Bericht an den Kurfürsten von Hannover: „Es habe sich bei hiesiger weitläufiger Untersuchung freilich ergeben, daß fast alle großen Diebstähle ursprünglich von den Juden herkämen, und daß die von einem Ort zum anderen ziehenden Juden fast an allen Orten ihre Korrespondenten, die auch Juden seien, hätten, die ihnen alles angeben und allein davon ihres Lebens Unterhalt genössen."

Besonders feige benahm sich der Jude Schmuhl Löbel. Mit zahlreichen anderen jüdischen Hehlern, Dieben und Verbrechern war er während der monatelangen Untersuchung eingeliefert worden. Alles Lügen konnte ihm nichts nützen; er wurde seiner Verbrechen überführt. Da trat er an den Richtertisch: „Gott, der Gerechte, Ihr wollet mir doch nicht nehmen das Leben, Herr Richter!? Ich werde mich lassen taufen, Herr Richterleben, wenn Ihr mir schenket das Leben!"

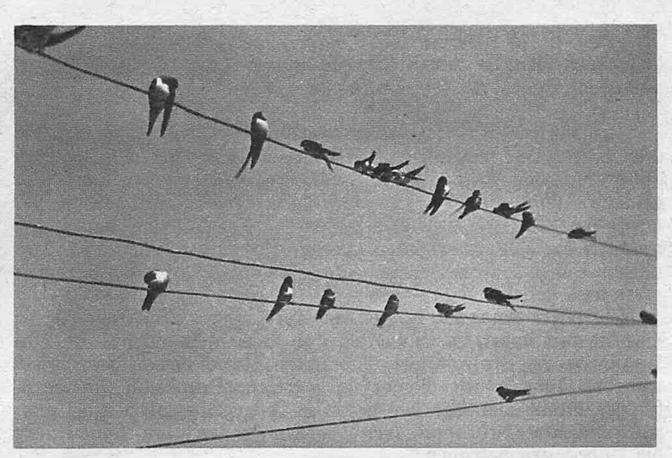
Der Richter zog die Mundwinkel tief herunter: „Gott läßt sich nicht betrügen, Schmuhl Löbel. Das irdische Gericht hat gesprochen; bald wirst du vor dem höheren Richter stehen!"

Am schlimmsten führte sich der Jude Hoschenek auf. Mächtige jüdische Helfershelfer hatte er. Sie schmuggelten ihm einen Schlaftrunk in die Zelle. Listig lud der Jude die Gefängniswache ein, ein Schlückchen seines guten Weines zu kosten. Doch seine List schlug fehl, und als er schon dachte, aus dem Gefängnis ausbrechen zu können, schlug die Wache Lärm.

Das Urteil fiel; es lautete für alle auf Tod am Galgen. Die größte Räuberbande jener Zeit, von Juden aufgebaut und geleitet, war damit endlich unschädlich gemacht. Die Hauptschuldigen, die Juden Jonas Meyer, Schmuhl Löbel und Hoschenek hatten zwar in den meisten Fällen versucht, sich im Hintergrund zu halten, doch half es ihnen diesmal nichts, sie mußten ihre Taten am Galgen büßen. Der Jude Jonas Meyer stieß auf dem Weg zum Galgen so gemeine Beschimpfungen und Lästerungen aus, daß man ihn zwischen zwei toten Hunden aufhängte. Das war nach damaliger Sitte eine Hinrichtung, wie man sie nur den gemeinsten, ehrlosesten Verbrechern zudachte.



Dünen auf Hiddensee.
Hier hat der Halsbandregenpfeifer seine Brutstätte, aber hier legt auch Reineke Fuchs seinen Bau an



Auf den Telegraphenleitungen, die sich an den einsamen Heide- und Wiesenwegen entlangziehen, sitzen die Rauchschwalben wie Noten auf den Notenlinien

Im Vogelparadies

von Henrich Hansen

Im letzten „Hilf-mit!"-Heft haben wir das Leben der Fischer auf Hiddensee kennengelernt. Nun soll uns der Vogelwart der Insel durch sein Reich führen.

Mit dem Vogelwart von Hiddensee wandern wir über weite Wiesen und Flächen, streifen durch moorigen Bruch, überklettern weiße Dünen, stehen in den Kiefernstrichen und bahnen uns mühsam einen Pfad durch das Rohr und Schilf des Ufergeländes. Hier und da geht ein Vogel hoch, aber ohne besondere Eile; denn hier ist ja das Vogelparadies. Drei Viertel der Insel wurden zum Naturschutzgebiet erklärt. Niemand darf hier die Vögel stören, niemand sie jagen oder gar ihre Brutstätten vernichten. Täglich zieht der Vogelwart,

Eine junge Stockente ist eben ausgeschlüpft

die Flinte über dem Rücken, als Freund und Beschützer der Vogelwelt durch das weite Gebiet. Es ist nicht möglich, die vielen Vogelarten alle aufzuführen, von denen er uns erzählt. Wir wollen uns daher mit denen begnügen, die wir auf unserer Wanderung beobachtet oder aufgestöbert haben.

Da sind zunächst einmal die vielen Schnepfenarten. Eben vor uns fliegt der Brachvogel auf, und dort eilt der flinke Kampfläufer davon. Zwei unverkennbare Bewohner des Meerufers, der Rotschenkel und der Grünschenkel, streichen auf und sind in wenigen Sekunden verschwunden. Sie tragen ihren Namen nach ihrer Zeichnung. Auch die Bekassinen leben hier wie im Paradies. Der Jäger auf dem Festlande weiß, wie schwer sie zu erlegen sind. Hier genießen sie den Schutz der Menschen und sind deshalb weniger scheu. Lustig ist der Säbelschnäbler. Wie ein Türkensäbel sieht der Schnabel aus. Eilig eilt er davon, und ein Flußuferläufer glaubt sich gleichfalls von uns bedroht und streicht eiligst ab. Reich ist die Auswahl der Entenvögel. Die Stockente bleibt darunter der bemerkenswerteste Vogel. Beim Auffliegen ruft sie ihr Brätt... brätt! Auch die Krickente ist hier als Brutvogel daheim. Wir lernen aber bei unserer Streife auch noch die Knäckente kennen. Besonders interessant aber ist die Löffelente. Sie ist leicht erkenntlich an ihrem löffelartigen Schnabel und den silbergrauen Flügeln. Die Brutstätte liegt tief in Schilf und Rohr verborgen; aber sie ist kein scheuer Vogel, sondern watschelt ruhig daher und gewöhnt sich leicht an die Nähe von Menschen. Eine Seltenheit stellt die Reiherente dar. Sie ist schwarz und weiß gezeichnet und hat einen Reiherschopf. Ein rührendes Beispiel für das Gemeinschaftsleben unter den Vögeln zeigt sich aber erst im Winter unter den drei Entenarten: der Schellente, der Reiherente und dem Zwergsäger. Wenn man durch Zufall eine der dreien irgendwo im Winter aufscheucht, dann darf man gewiß sein, daß zugleich auch in nächster Nähe die beiden anderen auffliegen. Im Herbst bildet sich noch eine andere Gemeinschaft unter den gefiederten Bewohnern der Insel. Eng liegen da die Brandgans, die Spießente und die Pfeifente zusammen; letztere ist kenntlich an ihrem leise pfeifenden Ruf. Die Brandgans gehört zu den seltenen Vögeln, die deshalb ganz besonderen Schutz genießen. Sie hat ein schönes Gefieder, schwarz und weiß, und einen roten Schnabel. Ein ausgezeichneter Flieger und großer Taucher, legt sie in ihr Nest zehn bis zwölf große Eier. Der ihr auf dieser Insel gewährte Schutz hat es fertiggebracht, daß der Vogelwart allein 15 verschiedene Brutstätten finden konnte. Der Leser wird fragen, wie man diese Brutstätten zählt. Längliche gelbe Hölzer sind in seiner Tasche bereit. Und jedesmal, wenn er eine Brutstätte findet, wird daneben das Hölzchen in die Erde gesteckt, nachdem es die Bezeichnung der Vogelart und die Nummer der Brutstätte aufgezeichnet erhalten hat. So ist es möglich, eine ziemlich genaue Kontrolle über die Zahl der Gelege auszuüben. Auch die Seeschwalben lernen wir hier kennen. Wir haben Gelegenheit, bei unserer Streife die Küstenseeschwalbe zu beobachten. Sie ist auch selten, und jeder Vogelliebhaber ist erfreut, wenn er sie erblickt. Gerne sieht er zu, wie die Schwalbe ihre Beute erwischt. In schneidigem Sturzflug stößt sie auf die See hinab, greift zu und schwingt sich sofort wieder nach oben, während die Möwe z. B. erst aufsetzt und dann mit ihrem

Aufnahmen: Hansen



Grasmücken und Finken der verschiedensten Art leben im Schutze solcher kleinen Baumpflanzungen

Fang wieder auffliegt. Ein reizender Bewohner der Inselküste bleibt die kleine Zwergseeschwalbe. Unser Führer sagt uns: „Das ist der kleine Schmetterling unter den Schwalben!" Verwandt mit diesen Schwalbenarten sind auch die Raubsee- und Brandseeschwalbe. Ihre Brutplätze liegen an der Nordsee; aber sie sind ständige Gäste auf Hiddensee. Der charakteristische Vogel für das Eiland hier ist die Möwe in ihren verschiedenen Spielarten. Wir alle kennen sie, die Sturm- oder Raubmöwe. Sie wird leider allen Vogelarten schädlich. Wenn alle Vögel im Sturm oder Orkan ihre Nester aufsuchen, dann sieht man noch die Sturmmöwe in ihrem schneeweißen Federgewand gegen Wind und Wellen kämpfen. Ihr Gegenstück ist die Lachmöwe mit dem schwarzen Köpfchen und dem eigentümlichen Ruf, der an das Lachen eines Menschen erinnert. Als vagabundierende Möwenarten kommen hier noch die Mantelmöwe, die Silber- und Heringsmöwe in Frage. Diese drei kann man als wahre Vagabunden bezeichnen. Sie sind große Räuber und schonen auch die kleineren Vogelarten nicht.

Zu den ständigen Gästen im Mai und Juni gehören noch die Graugänse. Mehr Anteilnahme allerdings nötigen uns die Schwäne ab. Sobald die Brutzeit der Höckerschwäne in Norwegen vorbei ist, liegen diese großen Tiere zu Hunderten in dem Teil der Ostsee zwischen Rügen und Hiddensee, den man den „Bodden" nennt. Es sind dieselben, die Bengt Berg in seinem Buche so anschaulich beschrieben hat. Die Jungen bleiben auch dann ruhig hier, wenn ihre Eltern nach dem Norden ziehen, um dort wieder zu brüten. Auch schwarze Schwäne sind hier im Bodden schon beobachtet worden. Wenn man fragt, warum denn diese Tiere eben den Bodden aufsuchen, so antwortet der Vogelwart: „Ja, das kommt daher, weil im Bodden sehr viele Sandbänke sind. Treibt der Westwind nun das Wasser zwischen beiden Inseln hinaus, so werden die Kuppen der Sandbänke frei. Viele kleine Fische und sonstige Bewohner des Meeres liegen dann auf den freien Stellen, und die Vögel finden einen reichgedeckten Tisch!"

Die bisher aufgezählten Vogelarten sind ausgesprochene Seevögel; außerdem beherbergt Hiddensee aber noch eine große Anzahl kleinerer Vögel. Wer Frühaufsteher ist, hört an schönen Sommertagen einen wunderbaren Vogelgesang. Er glaubt einer Nachtigall zu lauschen. Forscht er aber genauer nach, so sieht er plötzlich, wie aus dem Dornbusch ein unscheinbarer Vogel huscht. Es ist der Sprosser — die Nachtigall der Insel Hiddensee. In dem Dorngebüsch, das reichlich auf der Insel wuchert, hausen nun noch verschiedene Grasmückenarten. Kleine gewandte Flieger sind es, die namentlich von Mücken leben. Interessant sind auch die Deich-, Schilf- und Sumpfrohrsänger. Es kann nicht näher auf die anderen Kleinvögel, wie z. B. das Bleßhuhn, das grünfüßige Deichhuhn, den Rothals, den kleinen Zwergtaucher, die Wasserralle, eingegangen werden. Sie alle beleben das bunte Vogelbild der Insel. Es erregt daher unser Interesse, von dem Vogelwart zu hören, daß hier der Kuckuck wie auch der Kiebitz zu Gaste sind. Der Kuckuck legt besonders gerne seine Eier in die Nester der Deichrohrsänger.

Unsere Streife über die Insel durch das Vogelschutzgebiet hat recht lange gedauert. Die Dunkelheit ist bereits hereingebrochen, als wir über die Felder heimgehen. Gleichsam als Gutenachtgruß der Vogelwelt huscht noch ein Vogel an uns vorbei, der einen eigenartigen meckernden Ruf von sich gibt: es ist der Ziegenmelker, die Nachtschwalbe.

Wir sitzen später noch einige Stunden mit dem freundlichen Vogelwart Büchner, der hier als Berufsjäger und Vogelwart sorgsam sein Gebiet betreut, zusammen. Der Tag hat uns wenig Zeit gelassen, über seine Arbeit Näheres zu erfahren. Nun aber erzählt er uns, daß er nicht nur hier zu hegen hat, sondern auch den Schutz seiner Vögel mit der Waffe übernehmen muß. Es gilt, den Räubern und Feinden im Vogelparadies das Handwerk zu legen. Und so hört man denn vor Beginn der Brutzeit oft die Büchse des Jägers knallen. Füchse, wildernde Katzen, Krähen, Elstern, Sperber usw. fallen im Feuer der Jagdbüchse.

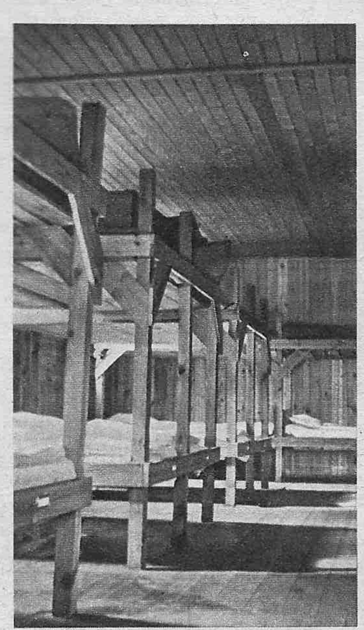
Er aber, der treue Vogelwart und Freund all der gefiederten Bewohner der Insel, kennt Leid und Freude seine Pflegebefohlenen genau, und so ist er denn im Frühling, wenn die ersten Blüten die Insel tönen, so gut unterwegs für seine Schützlinge wie im Winter, wenn der Schnee über die Dünen jagt und Eisschollen sich mit krachendem Gepolter von See her auf die Steinschutzwände schieben. Fürwahr, ein schwerer aber dankbarer Dienst!

Der Austernfischer legt seine hühnereigroßen Eier einfach in den warmen Dünensand



Herrlich war's im Ferienheim!

Abschied vom Sommer



Da haben wir nach großer Fahrt geschlafen . . . und wie!

Schön war's auf Fahrt, schön war's in der Jugendherberge, im Sommerlager und im Ferienheim. Und wenn der Affe manchmal drückte in der Hitze: wir marschierten!

Am Lagerfeuer saßen wir und sangen unsere Lieder, die Lieder des jungen Deutschland. Wir standen in zackiger Haltung, wenn am Morgen die Fahne des Sieges, die Fahne des Dritten Reiches am Mast emporstieg. Dann fühlten wir, in welch gewaltiger Zeit wir leben, und dann wußten wir, daß wir Jungen eine große Verantwortung tragen; denn wir sind die Hoffnung und Zukunft des ewigen Deutschland.



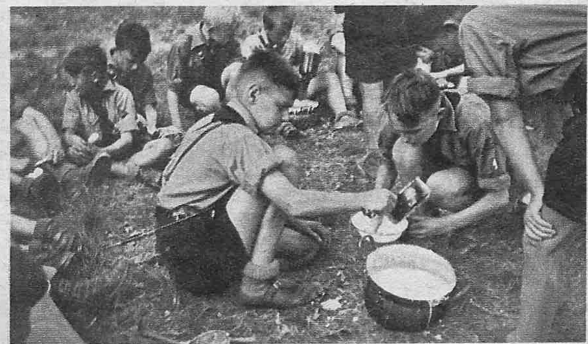
Noch ein kühler Trunk an der Pumpe . . .



. . . dann wird zum Abmarsch angetreten



Die letzten klettern auf den Lastwagen, der uns vom Ferienheim nach Hause bringt



Zum letztenmal wird unterwegs abgekocht

Aufnahmen Biedermann (5), Hehmke-Winterer (1)

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter und verantwortlich: Erwin Ibing, Berlin. — Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: G 5 (Südring) 6456. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.